

Besprechungen

Bogdan Horbal: Lemko Studies. A Handbook. (East European Monographs, Bd. 741; Reference Works in Carpatho-Rusyn Studies, Bd. 6.) Columbia Univ. Press. New York 2010. 706 S. ISBN 978-0-88033-639-0. (\$ 65,-.)

Unter den zahlreichen Regionalbevölkerungen Ostmitteleuropas mit einem eigenen ethnischen, nationalen oder kulturellen Selbstverständnis bilden die Lemken eine besondere Gruppe. Diese slawische Bergbevölkerung der polnischen nördlichen Karpatenregion weckte erstmals im 19. Jh. die ethnografische Wissbegierde vieler Zeitgenossen und stand seitdem immer wieder im Fokus von Geisteswissenschaftlern, Philologen und Ethnologen. Dass wissenschaftliches Interesse und politische Intention dabei oft einhergingen, ist kein Spezifikum dieser Region. In den letzten zwei Jahrzehnten erregte die auf Ideen des 19. Jh. zurückgehende Theorie einiges Aufsehen, die Gesamtheit der ostslawischen Karpatenbewohner einschließlich der Lemken sei als vierte ostslawische Nation – die Russinen (Rusyns) oder Karpato-Russinen (Carpatho-Rusyns) – zu betrachten. In historischer Perspektive oszillierte die nationale Selbstverortung der Lemken jedoch stets zwischen mehreren Optionen. Bogdan Horbal sind diese Diskussionen bestens bekannt, entstammt er doch selbst einer im Zuge der „Aktion Weichsel“ in die polnischen Westgebiete deportierten lemkenischen Familie. Er lebt heute in den USA, wo ihn viel mit Paul Robert Magocsi, dem Nestor der modernen russinischen Bewegung, verbindet: Magocsi war einer seiner Doktorväter und machte ihn zu einem der wichtigsten Autoren der *Encyclopedia of Rusyn History and Culture*.¹

Mit seinem Handbuch möchte der Autor eine wissenschaftliche Einführung in alle Aspekte des Lebens der Lemken sowie ein bibliografisches und quellenkundliches Nachschlagewerk vorlegen. Er löst diesen Anspruch in seinem mit großer Sachkenntnis verfassten Werk im Wesentlichen ein. Das Handbuch ist in vier Teile, einen umfangreichen bibliografischen Apparat und ein Register gegliedert. Der erste Abschnitt informiert über die Recherchemöglichkeiten in Bibliotheken, Archiven, Periodika und im Internet. Im zweiten Teil behandelt H. das historische lemkenische Siedlungsgebiet in den Niederen und Sandezer Beskiden als klar abgegrenztes, historisch verortetes Territorium und beschreibt dessen administrative, geografische und naturräumliche Gliederung, Siedlungsstruktur, Geologie, Klima bis hin zur Pflanzen- und Tierwelt und den heutigen Problemen von Naturschutz und Tourismus. Der dritte Teil ist mit „The People“ überschrieben und enthält Informationen zu solch unterschiedlichen Themen wie Onomastik, Sprache, Literatur, Kultur, Pflege des Kulturerbes, Wirtschaft, Religion, Bildung und Emigration. Der vierte Teil bietet einen Abriss der Geschichte der Lemken vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Eine ausführliche Bibliografie gibt den Forschungsstand zu einzelnen lemkenischen Siedlungen und Ortschaften in Polen, der Ukraine und Nordamerika wieder.

Aufbau und Methodik des Handbuchs werfen einige grundsätzliche Fragen auf. Zunächst ist dem Autor vorzuwerfen, dass er nicht deutlich macht, was er unter dem Begriff „Lemko Studies“ versteht. Möglicherweise angeregt vom interdisziplinären Ansatz der *area studies* erweckt er den Eindruck, dass jedwede Untersuchung zur historischen Lemkenregion, sei sie natur-, gesellschafts- oder geisteswissenschaftlicher Natur, *per se* unter diesen Begriff fällt. Eine wissenschaftshistorische Verortung wäre hier sicher erhellend gewesen, zumal die Region seit zwei Jahrhunderten Gegenstand verschiedener Forschungen war und auch die heute von Magocsi vertretene Methodik nicht unumstritten ist. Der

¹ PAUL ROBERT MAGOCSI, IVAN POP (Hrsg.): *Encyclopedia of Rusyn History and Culture*, Toronto (u.a.) 2002.

große Stellenwert, den H. der historischen Lemkenregion einräumt, steht im Widerspruch zu der Tatsache, dass die Mehrzahl der Lemken auch sechseinhalb Jahrzehnte nach der „Aktion Weichsel“ außerhalb ihres Stammlandes lebt. Die geografische Herkunft kann so nur noch für die vor 1947 geborenen Generationen als Zugehörigkeitskriterium gelten. Die Mythisierung des Lemkenlandes in der Gedächtniskultur, die Akklimatisierung der Lemken an ihren neuen Wohnorten und die Entwicklung neuer Identitätsmuster werden an verschiedenen Stellen angesprochen. Als zentrale Aspekte lemkenischen Lebens nach dem Zweiten Weltkrieg hätten sie aber immerhin eine gesonderte Darstellung innerhalb des Bandes verdient. Ähnliches lässt sich über die Beschreibung der überseeischen Emigration sagen, die seit dem späten 19. Jh. unterschiedlich stark auf die Heimatbevölkerung einwirkte und deren Lemkisch-Sein sich von dem in der Heimat unterschied. Zwar wird dem lemkenischen kulturellen und religiösen Leben in Nordamerika viel Raum eingeräumt, doch werden die Wechselbeziehungen zwischen Heimatbevölkerung und Diaspora-Gemeinschaft nicht gebührend gewürdigt.

Der Autor vermeidet es, in der strittigen Frage der ethnonationalen Definition der Lemken offen Stellung zu beziehen. Dieses Vorgehen ist für ein Handbuch redlich und klug, besonders angesichts der Emotionalität dieser innerlemkenischen Debatte. Dennoch wäre es nötig gewesen, den mehrmals angesprochenen Identitätsdiskurs stärker als Wandlungsprozess nationaler Selbstverortung in der zeitlichen Perspektive und vor allem im Kontext benachbarter Nationalbewegungen (Ukrainer, Slowaken, Polen) zu akzentuieren. So zieht sich H. auf historische Positionen zurück und beschreibt die Lemken in der Einleitung als rurale, kyrillisch alphabetisierte Bergbevölkerung orthodoxen Bekenntnisses, die in einem Grenzland über Jahrhunderte unter Fremdherrschaft stand. Den Begriff „Lemke“ – leider werden im Buch dieses und andere gebräuchliche Ethnonyme nicht problematisiert – versteht er als „neutral identifier of geographical and cultural origin, rather than of ‚national‘ or ‚political‘ orientation“ (S. 3). Dies steht im Widerspruch zur Gesamtanlage des Buches, in dem die Lemkenregion als unveränderlicher historisch-geografischer Bezugsraum und die Lemken als homogene Ethnie erscheinen.

Die Geschichte der Lemken trägt der Autor konzis und ohne Hang zu einer *lachrymose history* vor. Sie beginnt mit der unterschiedlich hergeleiteten mittelalterlichen Besiedlung der Beskiden und Ethnogenese der Lemken. Die Frühe Neuzeit bettet H. in die Geschichte Polen-Litauens ein. Die über 140 Jahre währende Herrschaft der Habsburger wird hingegen recht knapp behandelt. Dies verwundert, da doch die entscheidenden Diskurse zwischen Altruthenen, Ukraino- und Russophilen über die nationale Zuordnung der Lemken im 19. Jh. begannen und zum Teil bis heute fortwirken. Auch die Bedeutung der Region innerhalb Galiziens, deren Entdeckung durch frühe Touristen und Volkskundler werden in diesem Kontext nicht verhandelt (die Geschichte des Tourismus wird im Abschnitt „The Region“ thematisiert). In den Abschnitten über den Ersten Weltkrieg und seine Nachwirkungen wird deutlich, dass der Autor die gedächtnisgeschichtliche Relevanz herausragender Ereignisse stärker hätte thematisieren sollen. Beispielsweise hätte die Internierung der Russophilen und Altruthenen im österreichischen Lager Thalerhof (1915), die auch etwa 2000 Lemken betraf, durchaus eine breitere Darstellung verdient, ebenso die Geschichte der beiden Lemkenrepubliken auf polnischem Boden und die Pariser Friedenskonferenz. Die Darstellung des Zweiten Weltkriegs konzentriert sich auf die deutsche Besatzungs- und Vernichtungspolitik, die kommunistische Partisanenbewegung, gefolgt von den beiden Aussiedlungswellen 1944 und 1947, die das Ende der traditionellen lemkenischen Siedlungen in den Beskiden bedeutete. An der Darstellung der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart lässt sich ablesen, wie schwer es für die entwurzelten Lemken war, ihr an die Herkunftsregion gebundenes Selbstverständnis den neuen Gegebenheiten anzupassen. Leider fehlen im Buch Informationen zu der umstrittenen Volkszählung 2002 in Polen, die viele Fragen im Bezug auf die Lemken, die heute den rechtlichen Status einer ethnischen Minderheit genießen, aufwarf.

Aufs Ganze gesehen handelt es sich bei dem besprochenen Band um ein Wissenskompendium und Nachschlagewerk, das sich für weitere *Lemko studies* als unverzichtbar erweisen kann. Die vom Band ausgehende Anregungskraft wäre aber ungleich größer, wenn die vorgeschlagenen Themen diskursiver aufbereitet, wissenschaftliche Kontroversen stärker hervorgehoben sowie die über den Fall der Lemken hinausweisende interdisziplinäre Nationalismusforschung stärker einbezogen worden wären.

Leipzig

Christhardt Henschel

Literatur im Preußenland von der ausgehenden Ordenszeit bis ins 20. Jahrhundert.

Hrsg. von Bernhart Jäh n i g. (Tagungsberichte der Historischen Kommission für Ost- und Westpreußische Landesforschung, Bd. 27.) fibre. Osnabrück 2012. 300 S. Ill. ISBN 978-3-938400-82-1. (€ 36,-)

Der vorliegende Band präsentiert die erste Hälfte der Ergebnisse der Jahrestagung der Historischen Kommission für Ost- und Westpreußische Landesforschung 2010, die sich im Erfurter Augustinerkloster diesmal ganz der Literaturgeschichte gewidmet hat. Während die Beiträge zur mittelalterlichen Literatur separat publiziert werden sollen, liegen hier schon die schriftlichen Fassungen der Vorträge zum Zeitraum vom 15. bis zum 20. Jh. vor. Dieses Vorgehen bringt zwangsläufig zwei Probleme mit sich, die der Hrsg. Bernhart Jäh n i g im Geleitwort auch anspricht. Erstens können die im Band versammelten Beiträge lediglich ausgewählte Aspekte der „Literatur im Preußenland“ behandeln und stehen nur in sehr loser Verbindung zueinander. Zweitens ist eine Beschränkung auf die Landesgeschichte im engeren Sinne nicht durchgängig möglich und sinnvoll, da über die Ordenszeit hinaus stets Bezüge zur Literaturproduktion anderer Regionen zu berücksichtigen sind (vgl. S. 7).

Mit diesen beiden Punkten ist man indes schon beim Hauptproblem des Tagungsbandes angekommen, das sich nicht so leicht mit der Begründung beiseite schieben lässt, dies sei bei einem solchen Unterfangen notwendig der Fall: Was die Literatur des Preußenlandes im Kern auszeichnet und gegenüber anderen Literaturen zusammenhält, wird an keiner Stelle auch nur ansatzweise diskutiert, was schon im ersten Beitrag des Bandes deutlich wird. Freimut L ö s e r beschäftigt sich höchst materialreich und kompetent mit der Funktion volkssprachiger Bibelübersetzungen des Deutschen Ordens vor Martin Luther. L. wirft – mit Fokus übrigens auf Beispiele des 14. Jh., obwohl die Sektion laut ihres Titels eigentlich Übersetzungen erst des 15. und 16. Jh. zum Thema hat – immer wieder die Frage auf, was die Übersetzungstätigkeit im Umfeld des Deutschen Ordens als solche kennzeichne. Allerdings geht deren Spezifik im Vergleich mit österreichischen Beispielen im Laufe der Analyse dann doch leider ebenso unter wie die von L. eingangs betonte Differenz zwischen Bibelübersetzung und Biblepik.

Derartige Schwierigkeiten stellen sich im Band immer wieder, nicht zuletzt im Beitrag von Jens St ü b e n, der eine an die Literaturwissenschaft des 19. Jh. erinnernde Motivgeschichte der Kiefer schreibt, wobei – ohne dass dies einen klaren Erkenntnisgewinn bedeuten würde – „das Preußenland als Landschaft [...] weit überschritten“ wird (S. 8). Auch die Aufnahme des Aufsatzes von Reinhard G o l t z ist unter konzeptionellen Aspekten durchaus fragwürdig: So erhellend dessen Betrachtung der ostpreußischen Einsprengsel in der niederdeutschen Literatur nach 1945 auch ist, so handelt es sich doch um einen Beitrag zur niederdeutschen Philologie und eben nicht speziell zur Literatur *im* Preußenland.

Kann man solchen konzeptionellen Aspekten bei einem Tagungsband freilich mit Nachsicht begegnen, muss ein strengerer Blick auf die Qualität der Einzelbeiträge fallen. Neben den bereits erwähnten Aufsätzen von Löser und Goltz kann die sehr akribische Auseinandersetzung Jolanta G e l u m b e c k a i t e s mit der von ihr auch editierten Wolfenbütteler Postille von 1573 einige Annahmen der Liturgiegeschichte überzeugend revidieren. Für ihre jeweiligen Spezialgebiete fruchtbar sind gleichermaßen die Beiträge von Astrid D r ö s e zu Georg Greflingers Wirken in Danzig und Axel E. Walters Suche

nach konfessionspolitischen Aussagen in Simon Dachs Kasualdichtung. Beide zeichnen sich durch eine begrüßenswert textnahe Betrachtungsweise mit klarem Erkenntnisinteresse aus, womit es vor allem D. gelingt ihren Anspruch einzulösen, einen von der Forschung eher vernachlässigten Autor des 17. Jh. wieder in seiner literarhistorischen Bedeutung sichtbar werden zu lassen.

Leider enthält der Band aber darüber hinaus mehrere Beiträge, deren Erkenntniswert nicht nur für eine Charakteristik der „Literatur im Preußenland“ höchst zweifelhaft ist. Kann sich schon Arno Mentzel-Reuters Beschäftigung mit Felix Dahn in Königsmberg nicht mit der ähnlich angelegten Analyse Dröses (Wirken eines Autors in einer Stadt) messen, weil die Analyse der konstitutiven Funktion Ostpreußens in *Ein Kampf um Rom* immer wieder von Anekdotischem unterbrochen wird, enttäuschen auch die zwei Beiträge zu Johann Georg Hamann: Joseph Kohne n beschränkt sich auf eine psychologisierende Darstellung der Biografie von Hamanns Sohn Johann Michael, der schon in den Formulierungen mehr objektive Distanz gut getan hätte, etwa in Aussagen wie „Die geistige Überlegenheit des Vaters hat den Sohn im ersten Lebensabschnitt in unheilvoller Weise [!] geradezu verkrüppelt [!]“ (S. 110). Gleichermaßen befasst sich Renate Kno ll ebenfalls nur indirekt mit Hamann, indem sie die Diskussion Jean Pauls und Jacobis über die „Grenzen der Poesie“ nachzeichnet und dabei in der Fülle der zitierten Quellen zwar eine ausgesprochene Belesenheit zur Schau stellt, aber die notwendige klare Leitlinie doch vermissen lässt. Schließlich bleibt auch Dagmar Scherfs Untersuchung von Johannes Bobrowskis Darstellung von Heimat und Heimatverlust unergiebig. Die Schriftstellerin, die immerhin ihre Dissertation über Bobrowski verfasst hat und von der man daher eigentlich wissenschaftliche Objektivität erwarten dürfte, bietet letztlich nicht mehr als eine Aneinanderreihung verschiedener leicht kommentierter Textzitate und biografischer Informationen nicht nur zum behandelten Dichter, sondern auch zu sich selbst und ihrer ersten Reaktion auf dessen Gedichte.

Insgesamt hätte man sich – bei allem Zugutehalten einer gewissen Offenheit der Konzeption – an vielen Stellen eine intensivere Redaktion durch den Hrsg. gewünscht, einerseits um das übergeordnete Thema besser zu erfassen, andererseits aber auch, um die wissenschaftliche Qualität als solche zu sichern. Hier hätte auch auf kleinere Details geachtet werden können, etwa die fragliche Differenz zwischen Dichten und Schreiben, die die dritte Sektion andeutet, aber nicht klärt, oder die mehrfach auffallenden Druckfehler. Um wirklich brauchbare Aussagen über die „Literatur im Preußenland“ zu erhalten, ist mit dem besprochenen Tagungsband noch zu wenig getan worden, und es bleibt nur die Hoffnung, dass der noch ausstehende Mittelalterband dies auszugleichen im Stande sein wird.

Kiel

Kristin Eichhorn

Nina Lau: Pilgramsdorf/Pielgrzymowo. Ein Fundplatz der römischen Kaiserzeit in Nordmasowien. Eine Studie zu Archivalien, Grabsitten und Fundbestand. (Studien zur Siedlungsgeschichte und Archäologie der Ostseegebiete, Bd. 11.) Wachholtz. Neumünster 2012. 219 S., Ill., graph. Darst., Kt., dt., engl. u. poln. Zufass. ISBN 978-3-529-01371-3. (€ 50,-)

Der Band von Nina Lau bildet den Auftakt der neuen Herausgeberschaft der seit zwölf Jahren etablierten Reihe *Studien zur Siedlungsgeschichte und Archäologie der Ostseegebiete*. Die Reihe war für die Veröffentlichung der Ergebnisse des Forschungsprojektes „Starigard/Oldenburg – Wolin – Novgorod. Besiedlung und Siedlungen im Umland slawischer Herrschaftszentren“ ins Leben gerufen worden. Nachdem die Projekte der vormaligen Hrsg. Friedhelm Debus und Michael Müller-Wille abgeschlossen sind, bildet nun das seit 2011 bewilligte Langzeitprojekt „Forschungskontinuität und Kontinuitätsforschung – Siedlungsarchäologische Grundlagenforschung zur Eisenzeit im Baltikum“ den Rahmen, in dem die neuen Hrsg. Claus von Carnap-Bornheim und Matthias Wemhoff die Reihe fortsetzen möchten. Der vorliegende Band kann demnach als pro-

grammatisch für das neue Gesicht der Publikationsreihe aufgefasst werden. L.s bereits 2003 abgeschlossene Magisterarbeit wurde mit Bedacht ausgewählt, um „einerseits die Standards für weitere Publikationen zu definieren“, aber auch um andererseits Einblick in die „lange [...] vergessene Archäologie [...] Ostpreußens“ (S. 7) zu gewähren. Durch die Vorlage der Neubearbeitung des berühmten Gräberfeldes von Pilgramsdorf, die erst durch die Wiederentdeckung des Prussia-Archivs¹ in den 1990er Jahren möglich wurde, gelingt den Hrsg. der Kunstgriff eines gleichzeitigen Rückbezugs und Vorblicks, indem sie die Anfänge der archäologischen Forschungen im südbaltischen Raum aufgreifen und auf dieser Grundlage das Potenzial der modernen länderübergreifenden Forschungen aufzeigen.

Das Gräberfeld von Pilgramsdorf hat eine besondere forschungsgeschichtliche Bedeutung, die im ersten Kapitel („Der Fundplatz“) nach einer kurzen geografischen Einordnung in knapper Form referiert wird. Pilgramsdorf lag zum Zeitpunkt der Ausgrabung 1937 nahe der deutsch-polnischen Grenze, wodurch die dabei entdeckte außergewöhnlich gut erhaltene hölzerne Grabkammer mit reichen Beigaben große öffentliche und politische Aufmerksamkeit auf sich zog, und zwar über die archäologische Sensation hinaus. Der – dem damaligen Zeitgeist entsprechend als Bestattung eines germanischen Gaufürsten angesprochene – Befund bot den Anlass für den Bau eines „Mahnmals altgermanischer Herrschaft in Ostpreußen“ (S. 15). Auf den Grundmauern der 1938 zerstörten Synagoge von Neidenburg wurde eigens ein „Grenzlandmuseum“ errichtet, in dem von 1942 bis Kriegsende die Grabkammer und die Funde aus dem Hügelgrab 1 eine zentrale Position innehatten. Nach dem Krieg gingen sämtliche Funde verloren, sodass sich die Neubewertung des Komplexes auf die jüngst wiederentdeckten Beschreibungen, Fotos und Zeichnungen stützen musste, die allerdings Lücken und Beschädigungen aufwiesen, wie L. in Kapitel 2 („Quellenkritische Anmerkungen“) ausführt. Kern und Hauptteil des Bandes bildet mit 64 Seiten der dritte Abschnitt, der den vier Hügelgräbern gewidmet ist, wobei als wichtigstes Grab das Hügelgrab 1 den größten Raum einnimmt. Mit zahlreichen Abbildungen werden Grabbau, Konstruktionsweise, Befundsituation mit antiker Beraubung und Fundmaterial analysiert sowie die chronologische Einordnung vorgenommen. Auf diese sorgfältige Analyse folgt die Einbettung in den regionalen kulturellen Kontext der Wielbark-Kultur (unter der etwas seltsam anmutenden Überschrift „Regional-kulturarchäologische Einordnung der Hügelgräber“), sodann erfolgt eine Betrachtung des Kammergrabs im überregionalen Vergleich. Hier steht insbesondere die Diskussion um die spätkaiserzeitlichen Prunkgräber vom Typ „Haßleben-Leuna-Zakrzów“ im Vordergrund. Trotz vehement wiederholter Einwände gegen die Vergleichbarkeit wegen der Unvollständigkeit des Inventars kommt L. letztlich zu dem Schluss, dass das Kammergrab von Pilgramsdorf „ganz eindeutig dieser Gruppe von Prunkgräbern zuzurechnen ist“ (S. 86). Sie folgt dabei im Wesentlichen den von Matthias Becker bei der Bearbeitung des Gommerner Grabes² zusammengestellten Kategorien.

Im Umfeld der Hügelgräber wurden zahlreiche weitere Befunde aufgedeckt, überwiegend Brandgruben, aber auch Pfostenstellungen, Brandgräber und Steinkreise. Diese Befunde werden in zwei gesonderten Kapiteln behandelt und sind wahrscheinlich zum größten Teil in den Zusammenhang eines älteren Gräberfeldes der Przeworsk-Kultur zu stellen. Abschließend wird auf wenigen Seiten „Der Fundplatz im kulturgeschichtlichen Kontext“ betrachtet. Diese kurze Schlussbetrachtung leidet etwas darunter, dass L. kulturelle Merkmale recht unreflektiert mit Personen gleichsetzt, wenn sie die Ansicht äußert, dass den

¹ Das Prussia-Archiv gehörte zu der bedeutenden archäologischen Sammlung des Prussia-Museums in Königsberg. Es galt lange Zeit als verschollen.

² MATTHIAS BECKER: Das Fürstengrab von Gommern, Halle 2010 (Veröffentlichungen des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt – Landesmuseum für Vorgeschichte, 63).

kulturellen Veränderungen in Nordmasowien „mit Sicherheit ein Bevölkerungswechsel zugrunde“ liege (S. 103), und von Expansion (S. 103), Vertreibung und gemeinsamer Abwanderung (S. 104) spricht. Es sei darauf hingewiesen, dass auch andere Mechanismen des Kulturtransfers denkbar sind. Zu diesem Thema gibt es aus den letzten 20 Jahren ein umfangreiches Schrifttum, auf das L. überhaupt keinen Bezug nimmt. Sie recurriert ausgehend von Werner Hülle 1940³ hauptsächlich auf polnische Literatur der 1970er und 1980er Jahre, darüber hinaus verweist sie lediglich auf Bierbrauer 1992⁴.

Die erfreulich ausführlichen Zusammenfassungen in drei Sprachen beschließen den Textteil. Es folgen Listen der Vergleichsfunde für den goldenen Kolbenarmring, für Facettenschliffglasschalen und Facettenschliffbecher sowie eine Auflistung der vergleichbaren Hügelgräber der Wielbark-Kultur in Ost-Polen. Für Letztere ist die Abschnittsüberschrift „Fundlisten“ eigentlich irreführend. Ähnliches gilt für das sog. „Tafelverzeichnis“, das den sehr ordentlich zusammengestellten 52 Tafeln mit zahlreichen Grabungsfotos und vorbildlich umgesetzten Plänen vorangestellt ist, bei dem es sich jedoch nicht um ein Verzeichnis, sondern um den Nachweis der Abbildungen auf den Tafeln handelt. Hierin äußert sich eine Tendenz zu einer gewissen Nachlässigkeit im exakten Gebrauch von Begriffen und zu leichten Ausdrucksschwächen, die sich durch das gesamte Buch zieht und z.T. die Lesbarkeit erschwert. Es mögen oft nur Nuancen sein, doch es ist nicht richtig, wenn beispielsweise „konstruiert“ anstelle von rekonstruiert (S. 82), „Ton“ im Sinne von Keramik (z.B. S. 31), „Siedelgemeinschaft“ statt Bestattungsgemeinschaft (S. 101) gebraucht wird. Ungeohnt und daher anfänglich irritierend ist die konsequente Nennung der Fundorte mit vorangestelltem Länderkürzel. Dies hat den Vorteil, dass man sofort weiß, in welchem Land sich ein bestimmter Fundort aktuell befindet, allerdings erst, wenn man sich das Prinzip erschlossen hat. Der Versuch beispielsweise, über das Abkürzungsverzeichnis herauszubekommen, was das B in der Wortgruppe „das Grab von B Tournai“ (S. 56) bedeutet, führt in die Irre, denn dort wird „B“ als „Brandgrube“ dekodiert – gemeint ist aber „Belgien“. Der Hinweis, dass sich das Abkürzungsverzeichnis ausschließlich auf den 16 Seiten weiter hinten beginnenden Katalog bezieht, fehlt, abgesehen davon, dass auch hier Unstimmigkeiten zu finden sind – Fundstellennummer soll als FSt. abgekürzt werden (S. 131), wird jedoch durchgehend als FStNr. abgekürzt; Beschr., Mat., Dok. sucht man im Abkürzungsverzeichnis vergeblich.

Trotz dieser Einschränkungen, die zum allergrößten Teil Formalia und Kleinigkeiten betreffen, ist das Erscheinen dieser Arbeit von großem Wert und außerordentlich zu begrüßen. Das Buch ist eine sehr lobenswerte Vorlage dessen, was wir heute über den wichtigen Fundplatz Pilgramsdorf wissen können und demonstriert damit das große Potenzial, das eine intensive und akribische Analyse der alten Unterlagen verbunden mit großer Sachkenntnis des Fundmaterials beinhaltet.

Göttingen

Jens Schneeweiß

³ WERNER HÜLLE: Ein ostgermanisches Hügelgrab bei Pilgramsdorf. Ergebnisse der Ausgrabungen des Reichsamtes für Vorgeschichte der NSDAP. Pilgramsdorf, Kreis Neidenburg, Ostpreußen, Hügel 2, in: *Mannus* 32 (1940), S. 154-165.

⁴ VOLKER BIERBRAUER: Die Goten vom 1.-7. Jahrhundert n. Chr. Siedelgebiete und Wanderbewegungen aufgrund archäologischer Quellen, in: ELDRID STRAUME, ELLEN SKAR (Hrsg.): *Peregrinatio Gothica III. Symposium Frederikstad, Norway, 1991*, Oslo 1992, S. 9-43.

Mikolaj Wiktor Gladysz: The Forgotten Crusaders. Poland and the Crusader Movement in the Twelfth and Thirteenth Centuries. (The Northern World, Bd. 56.) Brill. Leiden 2012. XXV, 433 S. ISBN 978-90-04-18551-7. (€ 177,-)

Wie entstand das Phänomen der Kreuzzüge im Mittelalter? In welchen Formen entwickelten und veränderten sich Kreuzzüge? Welche Folgen für die beteiligten Akteure und

die betroffenen Gebiete zogen sie nach sich? Dies sind nur einige der Fragen, die in den vergangenen Jahren immer wieder in einschlägigen Forschungsarbeiten behandelt wurden. Dabei haben neben Untersuchungen zu politischen, wirtschaftlichen und religiösen Aspekten vor allem Diskussionen um die kulturelle Bedeutung der Kreuzzüge für die Reiche des mittelalterlichen Europa an Bedeutung gewonnen. Gleichwohl darf die Frage, inwiefern Polen im 12. und 13. Jh. von Kreuzzügen und Kreuzzugspropaganda tangiert und beeinflusst wurde, durchaus als Randthema, als in der Forschung kaum beachtete Marginalie bezeichnet werden. Diesem Themenkomplex wendet sich das Buch des Danziger Historikers Mikołaj Gładysz zu, das bereits 2002 in polnischer Sprache erschienen ist und nun in englischer Übersetzung vorliegt.¹ In seiner Studie, die auf einer Dissertation aus dem Jahr 2000 beruht, spürt G. Formen der direkten und indirekten Beteiligung Polens an Kreuzzügen zwischen 1095 und 1291 nach. Nur vermeintlich legt der gewählte Untersuchungszeitraum nahe, dass sich der Vf. in traditioneller Sicht auf die Orientkreuzzüge konzentrieren könnte; G. sieht sich vielmehr einem umfassenden Verständnis von Kreuzzügen verhaftet und versteht diese als dynamisches kulturelles Phänomen, das sich in der westlichen Christenheit auf der Grundlage älterer Konzepte, konkret des Heiligen Krieges und des Pilgerums, entwickelt habe (S. 2). Unter dem Begriff „Kreuzzüge“ seien mithin alle (kriegerischen) Initiativen zur Verteidigung der Christenheit zu fassen, die auf Grundlage einer päpstlichen Lizenz stattfanden und den Teilnehmern heilswirksame Vergünstigungen verhiessen. Statt einzelner Ereignisse interessieren G. grundlegende Strukturen ebenso wie ihre Verwirklichung in unterschiedlichen kulturellen und politischen Kontexten. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung steht folglich das, was er als „formula behind the crusading expeditions“ (S. 4) bezeichnet – eben jenes Zusammenspiel von päpstlicher Lenkung, eidlicher Verpflichtung der Teilnehmer und Heilsverheißung, das der Vf. nicht nur in den Levantezügen zur Befreiung oder Verteidigung des Heiligen Landes erkennt, sondern auch in Unternehmungen, die der Bekämpfung von Heiden oder Häretikern in Europa galten.

Erwartet man nach dieser offenen Begriffsbestimmung jedoch einen einseitigen Fokus auf die Geschichte der Preußenzüge und die Beteiligung polnischer Herrscher und Fürsten daran, so verkennt man den umfassenden Anspruch des Autors. G. prüft in chronologischer Abfolge vielmehr kleinere Zeitabschnitte hinsichtlich der Entwicklung des zeitgenössischen Verständnisses und der organisatorischen Struktur der Kreuzzüge im europäischen Kontext. Um das Verhältnis Polens zu dieser Entwicklung auszuloten, konzentriert sich der Vf. vor allem auf drei Fragen, nämlich wie der Aufruf zu Kreuzzügen Polen konkret tangierte, wie die „Ideologie“ der Kreuzzüge die zeitgenössische Rezeption beeinflusste und auf welchen weiteren Wegen Kreuzzugsideen nach Polen diffundierten.

Schon diese breite Perspektive deutet an, dass nach einer polnischen Beteiligung an den Kreuzzügen auf mehreren Ebenen gefragt werden muss – eine Notwendigkeit, die der dürftigen Quellenlage geschuldet ist. So lässt sich eine direkte Kreuzzugsbeteiligung eines polnischen Fürsten gesichert erst mit der Teilnahme Mieszko III. am Wendenkreuzzug im Jahr 1147 nachweisen; hinsichtlich eines möglichen Engagements Henryks von Sandomierz während der Levante-Kreuzzüge jener Zeit muss sich der Vf. dagegen auf hypothetische Schlussfolgerungen zurückziehen (vgl. Kapitel 2). Auch den Befund, dass weitere Hinweise auf eine Beteiligung polnischer Fürsten an den Kreuzzügen des 12. Jh. nur marginal belegt sind und sich diese Beteiligung im europäischen Vergleich überdies gering ausnahm, geht G. offensiv an: Er argumentiert, dass in Polen als einem noch „jung christianisierten“ Land (hier wird das bekannte Diktum Jerzy Kłoczowskis vom „jüngeren

¹ MIKOŁAJ GLADYSZ: *Zapomniani krzyżowcy. Polska wobec ruchu krucjatowego w XII-XIII wieku* [Vergessene Kreuzritter. Polen und die Kreuzzüge im 12. und 13. Jahrhundert], Warszawa 2002.

Europa“ aufgegriffen²) westliche Vorstellungen und Ideale von Rittertum erst langsam etabliert, gerade durch die Teilnehmer an den Kreuzzügen aber dann zunehmend verbreitet worden seien – die Idee der Kreuzzüge sei mithin auch ein Aspekt eines „Kulturmodells“ westlicher Vorstellungen gewesen (S. 386).

Weitaus überzeugender als diese recht vage dichotome Kulturdeutung ist G.s Darstellung der Fokusverschiebung päpstlicher Kreuzzugspolitik im 13. Jh. und ihrer Folgen für Polen. Durch die Anerkennung der baltischen Züge gleichsam als Supplement für die Kreuzzüge in die Levante sei Polen in der päpstlichen Kreuzzugspolitik eine weitaus größere Bedeutung beigemessen worden. Den polnischen Fürsten, die sich an Kreuzzügen etwa gegen die Prußen beteiligten, vermochte die Kreuzzugspropaganda eine neue Legitimationsgrundlage in den Kämpfen gegen die paganen Nachbarn zu verleihen. Schließlich sollte sich durch die dauerhafte Präsenz von Kreuzrittern in Polen, dies ist G.s zweiter großer Befund, das Verhältnis Polens zu Kreuzzugsinitiativen grundlegend verändern: Ihre Aktivität bot den polnischen Adeligen die Möglichkeit zur direkten Beteiligung an Kämpfen oder eben auch zu deren Unterstützung durch eine nachhaltige Stiftungstätigkeit. Überdies vermochte die Idee des Kreuzzugs gegen die heidnischen Nachbargebiete auch politisch integrierend zu wirken, wie etwa das auf Initiative vor allem des Deutschen Ordens und der Dominikaner erreichte Zusammenwirken fünf eigentlich miteinander in Konflikt stehender Piastenfürsten im preußischen Kreuzzug 1235 zeigt (S. 235). Die Propaganda und Durchführung von Kreuzzügen wurde, so lassen sich G.s Ausführungen knapp zusammenfassen, also zu einem politischen Instrument, das in ganz unterschiedlichen Kontexten eingesetzt werden konnte. Zweifellos liegt G. richtig, wenn er – in Folge der zunehmenden Abwendung päpstlicher Politik von den Levante-Kreuzzügen – gerade für das 13. Jh. Kreuzzugsbewegungen als ein präzentes Element sowohl im politischen als auch im religiösen Leben Polens charakterisiert und damit auch das päpstliche Engagement in Nordeuropa verständlich macht; gleichzeitig greift sein breites Verständnis von Kreuzzügen gerade in Bezug auf die Konflikte im 13. Jh. an mancher Stelle etwas zu weit – Kapitel 9, das die Ereignisse der Jahre 1240-1248 behandelt, heißt bezeichnenderweise dann auch „Crusading on All Fronts“ (S. 213).

Im letzten Kapitel, das die Entwicklung der Kreuzzüge bis zum Fall von Akkon beschreibt, findet auch ein knapper Ausblick auf die folgenden Jahrhunderte Platz. G. argumentiert hier einmal mehr, dass durch den Kollaps der Kreuzfahrerstaaten in der Levante der Gravitationspunkt päpstlicher Kreuzzugspolitik endgültig verschoben worden sei. Während in Europa immer wieder unterschiedliche „Kreuzzugsfronten“ eröffnet worden seien, habe sich das „traditionelle“ Konzept der Kreuzzüge als einer von den Päpsten ausgerufenen und gesteuerten Massenbewegung auf lange Sicht nicht als politisches Instrument, wohl aber als ständiges Element kirchlicher Rhetorik erhalten können (S. 383).

Bei der Lektüre des Buches bilden die enthaltenen Karten und vor allem die chronologische Übersicht über Kreuzzüge und polnische Kreuzfahrer eine dienliche Unterstützung. Bedauerlich ist freilich, dass die der Arbeit zugrundeliegende Literatur seit dem Jahr 2000 nur ein Einzelfällen ergänzt wurde. Zwar begründet der Vf. dies damit, dass sein Themenschwerpunkt Polen von keinen neueren Publikationen grundlegend neu beleuchtet worden sei; aber gerade die Diskussion zur europäischen Dimension der Kreuzzüge hat sich in den vergangenen zehn Jahren doch derart weiterentwickelt, dass das Unterlassen einer Aktualisierung gerade mit Blick auf G.s dezidiert europäische Perspektive als Versäumnis verstanden werden muss.

² JERZY KŁOCZOWSKI: *Młodsza Europa. Europa Środkowo-Wschodnia w kręgu cywilizacji chrześcijańskiej średniowiecza* [Das jüngere Europa. Ostmitteleuropa im Umfeld der mittelalterlichen christlichen Zivilisation], Warszawa 1998.

Nichtsdestotrotz vermag G. mit seiner Arbeit dem Anspruch, Erkenntnisse über die unterschiedlichen Wege zu gewinnen, auf denen die Bewegung der Kreuzzüge Polen im 12. und 13. Jh. tangierte und beeinflusste, gerecht zu werden. Seine zumeist klug abgewogene, an manchen Stellen freilich etwas zu hypothetische Argumentation offenbart, dass sich polnische Fürsten nicht nur direkt an Preußen- und auch Levantekreuzzügen beteiligten, sondern auch indirekt über Land-, Geld- oder Stiftungsgaben. Gerade am Beispiel der Predigtorganisation zeigt sich, dass das kulturelle Leben im mittelalterlichen Polen vielleicht stärker von den Kreuzzügen beeinflusst war als bisher angenommen.

Heidelberg

Julia Burkhardt

Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Livland. Hrsg. von Matthias Thumser. (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, Bd. 18.) Lit. Berlin u.a. 2011. 306 S. ISBN 978-3-643-11496-9. (€ 29,90.)

Die in dem vorliegenden Band gesammelten Aufsätze gehen – mit einer Ausnahme – auf Vorträge zurück, die im Mai 2008 auf der Jahrestagung der Baltischen Historischen Kommission in Göttingen präsentiert wurden. In seinen einleitenden Ausführungen skizziert der Hrsg., der Berliner Mediävist und Kommissionsvorsitzende Matthias Thumser, die Zielsetzung des Bandes folgendermaßen: Man beabsichtige, einen Kanon zu etablieren und einen Überblick zu vermitteln, ohne abschließende Ergebnisse in Aussicht zu stellen. Tagung und Band könnten lediglich einen Anfang für die Beschäftigung mit der mittelalterlichen livländischen Historiografie bedeuten.

Diese Ansage mag auf den ersten Blick überraschend erscheinen: Bedenkt man, wie intensiv sich die geschichtswissenschaftliche Forschung bereits im 19. und 20. Jh. mit Quellen wie Heinrich von Lettlands *Chronicon Livoniae* auseinandergesetzt hat, scheint es gewagt, 2011 von einem „Anfang mit der Beschäftigung mit der Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Livland“ zu sprechen. Sieht man den von T. beabsichtigten Anfang aber als Neuanfang, zeigt sich, dass ein derartiges Projekt nicht nur berechtigt, sondern beinahe überfällig ist. Die einschlägigen Studien sind – ohne ihnen ihre Verdienste absprechen zu wollen – in die Jahre gekommen und werden den methodischen Anforderungen der Gegenwart nicht immer gerecht; die maßgebliche Gesamtdarstellung der Thematik, Norbert Angermanns Beitrag in der *Geschichte der deutschbaltischen Geschichtsschreibung*¹, ist mittlerweile auch bereits 25 Jahre alt. Ein innovativer Neuanfang in der Beschäftigung mit der mittelalterlichen livländischen Historiografie ist deshalb uneingeschränkt zu begrüßen. Zu der Ausnahmeerscheinung unter den livländischen Chronisten, Heinrich von Lettland, ist 2011 eine Aufsatzsammlung erschienen, die verschiedenste Facetten in dessen *Chronicon Livoniae* einer eingehenden Betrachtung unterzieht.² Umso erfreulicher ist, dass im vorliegenden Sammelband auch die weniger prominenten Geschichtsschreiber des mittelalterlichen Livland in den Genuss einer eingehenden Betrachtung kommen. 2011 war somit ein gutes Jahr für die Geschichte der baltischen Historiografie.

Sechs der sieben Beiträge setzen sich mit einzelnen Chronisten und deren Texten bzw. mit spezifischen Quellengattungen auseinander: Arno Mentzel-Reuters beschäftigt sich mit Bartholomaeus Hoeneke und der ihm zugeschriebenen *Jüngeren livländischen Reimchronik* aus der Mitte des 14. Jh., Anti Selart mit der Deutschordenschronik des Hermann von Wartberge. Thomas Brück untersucht drei Chronisten des 15. Jh.: Chris-

¹ NORBERT ANGERMANN: Die mittelalterliche Chronistik, in: GEORG VON RAUCH (Hrsg.): *Geschichte der deutschbaltischen Geschichtsschreibung*, Köln – Wien 1986, S. 3-20.

² MAREK TAMM, LINDA KALJUNDI u.a. (Hrsg.): *Crusading and Chronicle Writing on the Medieval Baltic Frontier. A Companion to the Chronicle of Henry of Livonia*, Farnham – Burlington 2011.

toph Forstenau, Silvester Stodewescher und Hermann Helewegh. Thumser und Klaus Neitmann widmen sich Texten an der Schwelle zur Neuzeit, der anonymen *Schönen Historie* aus dem frühen 16. Jh. bzw. der um 1550 verfassten *Warhaftig Histori* des Rigaer Syndikus und Förderer der Reformation Johann Lohmüller. Antje Thumser befasst sich mit mittelalterlichen Amtsträgerreihen, der Kleinen Meisterchronik, der Rigaer Bischofschronik und der *Series episcoporum Curoniae*. Der abschließende Aufsatz von Volker Honemann, der als Einziger nicht auf einem Vortrag der Tagung basiert, sondern eigens für den vorliegenden Band verfasst wurde, fasst die Einzeluntersuchungen zusammen und stellt die Frage, inwieweit die Selbstwahrnehmung der mittelalterlichen Geschichtsschreiber Livlands als Ausdruck einer spezifisch livländischen Identität gedeutet werden kann.

Die Zugangsweise zu den einzelnen Themen fällt von Autor zu Autor unterschiedlich aus: Selart, Thumser und Neitmann legen ihre Aufsätze als klassische Einführungen an, die die jeweiligen Chroniken und deren Verfasser fachkundig und übersichtlich vorstellen. Auch wenn – oder gerade weil – ihre Ausführungen über weite Strecken eher deskriptiv als interpretativ bleiben, stellen sie eine exzellente Hilfestellung für einschlägig interessierte Fachkolleginnen und -kollegen dar. Diese Stringenz lässt der Beitrag von Brück – nach Ansicht des Rezensenten – weitgehend vermissen; hier ist es für den Leser, ungeachtet der im Detail schlüssigen und interessanten Argumente, weitaus schwieriger sich ein Bild von den besprochenen Chronisten und ihren Schriften zu verschaffen.

Mentzel-Reuters' Aufsatz stellt weniger eine Einführung zu als vielmehr eine Dekonstruktion von Bartholomaeus Hoeneke und dessen *Jüngerer livländischer Reimchronik* dar. In einer überzeugenden Argumentation widerlegt er den Versuch Konstatin Höhlbaums aus den 1870er Jahren, aus der frühneuzeitlichen Chronik Johann Renners eine niederdeutsche, auf Hoeneke zurückgehende Reimchronik herauszudestillieren. Mentzel-Reuters kommt zu dem ernüchternden Ergebnis, dass eine Rekonstruktion der Chronik, wie sie Höhlbaum vorschwebte, bei der gegenwärtigen Quellenlage nicht möglich ist. Die ebenso schlüssige wie konsequente Dekonstruktion zählt zu den absoluten Höhepunkten eines überzeugenden Bandes. Ebenso positiv hervorheben möchte ich den Beitrag von Antje Thumser, die beweist, dass selbst ein scheinbar so unspektakuläres Textgenre wie Ordensmeister- und Bischofsreihen, also knappe Aufzählungen von Amtsinhabern, von nicht zu unterschätzender geschichtswissenschaftlicher Relevanz sein kann.

Die Querverweise zwischen den einzelnen Aufsätzen sind teilweise sehr hilfreich (z.B. S. 221) und tragen dazu bei, den Band zu einem geschlossenen Ganzen zu verknüpfen. An anderen Stellen ist die Feinabstimmung nicht uneingeschränkt gelungen: So wird Bartholomaeus Hoeneke auf S. 65 als landmeisterlicher Kaplan bezeichnet, während Mentzel-Reuters im unmittelbar vorangehenden Beitrag (S. 31) nachdrücklich bezweifelt, dass Hoeneke jenes Amt innegehabt habe. Von jenen wenigen Kritikpunkten abgesehen hinterlässt der Sammelband aber einen absolut überzeugenden Eindruck. Der vom Hrsg. einleitend formulierten Zielsetzung, einen Überblick über die Thematik zu verschaffen und eine weitere geschichtswissenschaftliche Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen livländischen Chronistik zu stimulieren, wird der Band vorbildlich gerecht.

Wien

Stefan Donecker

Julia Dücker: Reichsversammlungen im Spätmittelalter. Politische Willensbildung in Polen, Ungarn und Deutschland. (Mittelalter-Forschungen, Bd. 37.) Thorbecke. Ostfildern 2011. 389 S., Ill. ISBN 978-3-7995-4292-0. (€ 49,-)

Das europäische Spätmittelalter war geprägt von der Ausformung allgemeiner politischer Versammlungen. Insbesondere im Heiligen Römischen Reich und den angrenzenden Königreichen des östlichen Mitteleuropa wurden bestehende Ordnungsgefüge durch die Durchsetzung zentraler, auf unterschiedliche Weise politische Teilhabe einfordernder Foren mit sich ändernden Auffassungen von Herrschaft und Herrschaftsausübung kon-

frontiert. Die rasante Bedeutungszunahme von höher situierten Akteursgruppen wie der Aristokratie und dem Klerus auf der einen und des städtischen Patriziats auf der anderen Seite führten *peu à peu* zur Ausbildung eines neuen Ordnungsgefüges, das zunehmend auf dem gemeinsamen Handeln zwischen Herrscher und den wirtschaftlich wie politisch Mächtigen des Reiches basierte. In der Folge prägte das Prozedere von Abstimmung und Aushandlung auf den jeweiligen Reichsversammlungen im wachsenden Maße die politische Praxis und bildete im gewissen Sinne eine Keimzelle für den Parlamentarismus späterer Epochen. Der vorliegende, von Julia Dück er verfasste Band hat seinen Ursprung in einer im Wintersemester 2010/11 an der Rupprecht-Karls-Universität Heidelberg vorgelegten und von Bernd Schneidmüller betreuten Dissertation.

Das Ziel der Untersuchung ist eine vergleichende Analyse spätmittelalterlicher Reichsversammlungen und die Frage nach der politischen Willensbildung in Polen, Ungarn und dem Reich. Zugleich betritt D. mit ihrer komparatistischen Studie Neuland, widmet sich doch zum ersten Mal eine deutschsprachige Monografie dem Versuch, die Geschichte der betreffenden Reichsversammlungen und die vermeintliche Parallelität in ihren Entwicklungen zu untersuchen. Das Buch bietet eine klare, fünfgliedrige Einteilung. Einer kurzen Einleitung zum Forschungsstand, dem Untersuchungskonzept und den methodischen Grundlagen folgen drei Kapitel zu dem jeweiligen Untersuchungsland. Während Polen und Ungarn in etwa gleichgroßen Abschnitten behandelt werden (65 bzw. 67 Seiten), räumt D. dem römisch-deutschen Reich, wohl dem komplexeren Wesen der deutschen Reichsversammlungen geschuldet, mit 78 Seiten etwas mehr Platz ein. Den Abschluss der Untersuchung bilden eine vergleichende Betrachtung, die die gesellschaftlichen Strukturen in den untersuchten Ländern gegenüberstellt und Fragen nach den Aushandlungsprozessen sowie nach der Historizität und Wahrnehmung der Reichsversammlungen stellt, und eine resümierende Schlussbetrachtung.

Jedes der länderspezifischen Kapitel wartet zunächst mit einer Einführung und allgemeinen Informationen zum Ordnungsgefüge des jeweiligen Landes auf. Hierbei werden auch die politischen Kräfteverhältnisse zwischen Herrscher und Ständen vermittelt. Im römisch-deutschen Reich des Spätmittelalters nahmen insbesondere die Kurfürsten als die privilegierten Königswähler eine zentrale Stellung ein. Im Gegensatz zu seinen östlichen Nachbarn spielten auch die Städte im deutschsprachigen Raum eine ab dem 14. Jh. zunehmend tragende Rolle in der politischen Willensbildung der Reichsversammlungen. Ganz anders war da die Entwicklung in Polen und Ungarn: Hier nahm der Adel am Ausgang des Mittelalters, verglichen mit dem römisch-deutschen Reich, einen etwas anderen Weg und konnte sich durch die Zusicherung von besonderen Privilegien eine recht bedeutende Stellung im Reichsgefüge sichern. Im spätmittelalterlichen Ungarn war es vor allem die Gruppe der vermögenden und einflussreichen Magnaten, die großen Druck auf den Herrscher ausübten und somit die Reichspolitik in Bahnen lenken konnte, die ihren Interessen entsprach. In Polen stieg die adelige, auf die Durchsetzung ihrer *aurea libertas* pochende *communitas* zur Garantin des Reichszusammenhalts auf. Dieses Spezifikum führte zur Herausbildung der polnisch-litauischen Ständegesellschaft, die ihren Höhepunkt in der Etablierung der frühneuzeitlichen Adelsrepublik haben sollte. Diese nuancierte Darstellung der spätmittelalterlichen Besonderheiten der polnischen bzw. ungarischen Reichsversammlungen ist vor allem den mit der Geschichte beider Länder weniger vertrauten Lesern eine große Hilfe.

Den Kern der Arbeit bildet aber die zweite Hälfte des 15. Jh. Die Vf. hat sich also für die Regierungszeiten dreier recht lange regierender und somit für eine gewisse Konstanz in der Genese der jeweiligen Reichsversammlungen stehender Herrscher (Kasimirs IV. von Polen, Matthias' „Corvinus“ Hunyadi von Ungarn und des Habsburgers Friedrich III.) entschieden. Ein monoton angelegtes Kriterienraster in jedem der jeweiligen Länderkapitel kann zwar auf den ersten Blick ein wenig ermüdend wirken, bietet aber den Vorteil, dass jeder Unterabschnitt als äquivalenter Vergleichsspiegel des jeweils anderen dienen kann. So wird beispielsweise immer im zweiten Teil der jeweiligen Länderkapitel die Frage nach

der Reichsversammlung als Ereignis aufgeworfen. Einen wertvollen Zusatz stellt auch die tabellarische Auflistung aller 1440-1492 in Polen, Ungarn und Deutschland abgehaltenen Reichsversammlungen im Anhang des Werkes dar. Leicht störend wirkt hingegen die fehlende Linie bei der Schreibweise ausländischer Personen- und Ortsnamen, die einmal in der Landessprache, einmal verdeutscht wiedergegeben werden (vgl. die Adelsprädikate bei Dobiesław von Sobień und Wiśnicz vs. János Vitéz de Zredna oder Jiří z Poděbrad).

Abgesehen von dieser Kleinigkeit und einigen Redundanzen und Überschneidungen in den einzelnen Kapiteln, die wie bereits angesprochen dem gleichförmigen Aufbau der Studie geschuldet sind, und der daraus hervorgehenden Schmälerung des Leseflusses ist D. mit dieser komparatistischen Studie aber im Großen und Ganzen ein bedeutender Beitrag zur vergleichenden Geschichte der Reichsversammlungen europäischer Ständegesellschaften gelungen.

Gießen

Paul Srodecki

Dennis Hormuth: Livonia est omnis divisa in partes tres. Studien zum mental mapping der livländischen Chronistik in der Frühen Neuzeit (1558-1721). (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 79.) Steiner. Stuttgart 2012. 248 S., Ill., graph.Darst., Kt. ISBN 978-3-515-10097-7. (€ 44,-.)

Mit der vorliegenden Monografie, die auf seine 2011 fertiggestellte Dissertation zurückgeht, positioniert sich der Kieler Historiker Dennis Hormuth an der Schnittstelle zweier aktueller Forschungsfelder: Die Chronistik des frühneuzeitlichen Livland ist in den vergangenen Jahren zum Gegenstand intensiver Forschung vor allem seitens estnischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler geworden. Piret Lotman hat für einen 2008 erschienenen Sammelband den bezeichnenden Titel *Aetas historicorum* (Das Zeitalter der Geschichtsschreiber) gewählt – eine treffende Formulierung, die den Umfang und die Bedeutung des historiografischen Schrifttums in Livland während des 16., 17. und frühen 18. Jh. herausstreicht.¹ Als charakteristisches und für die frühe Neuzeit typisches Genre der Geschichtsschreibung kommt der Chronistik dabei eine zentrale Bedeutung zu. Parallel dazu mehrten sich in den letzten Jahren die Versuche, theoretische und methodische Anregungen des sogenannten *spatial turn*, der Hinwendung der Geistes- und Sozialwissenschaften zu einem verstärkten Bewusstsein von Räumlichkeit und deren kultureller Bedeutung, für die Geschichte des Ostseeraums aufzugreifen.²

H. zieht nun die Konsequenz aus diesen Entwicklungen und verknüpft jene beiden Forschungsstränge, indem er nach Raumwahrnehmungen und kognitiven Landkarten (*mental maps*) in der frühneuzeitlichen livländischen Geschichtsschreibung fragt. Als Spezialist für

¹ PIRET LOTMAN (Hrsg.): *Ajalookirjutaja aeg/Aetas historicorum*, Tallinn 2008. Vgl. etwa auch KATRI RAIK: *Eesti-ja liivimaa kroonikakirjutuse kõrgaeg 16. sajandi teisel poolel ja 17. sajandi alul* [Die Hochphase der Chronistik Estlands und Livlands in der zweiten Hälfte des 16. und Anfang des 17. Jh.], Tartu 2004.

² JÖRG HACKMANN: Was bedeutet „baltisch“? Zum semantischen Wandel des Begriffs im 19. und 20. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Erforschung von mental maps, in: HEINRICH BOSSE, OTTO-HEINRICH ELIAS u.a. (Hrsg.): *Buch und Bildung im Baltikum*. Festschrift für Paul Kaegbein zum 80. Geburtstag, Münster 2005, S. 15-39; NORBERT GÖTZ, JÖRG HACKMANN u.a. (Hrsg.): *Die Ordnung des Raums. Mentale Landkarten in der Ostseeregion*, Berlin 2006; JÖRG HACKMANN, ROBERT SCHWEITZER (Hrsg.): *Nordosteuropa als Geschichtsregion*. Beiträge des III. Internationalen Symposiums zur deutschen Kultur und Geschichte im europäischen Nordosten vom 20.-22. September 2001 in Tallinn (Estland), Helsinki – Lübeck 2006; TATJANA NIEMSCH: *Reval im 16. Jahrhundert*. Erfahrungsräumliche Deutungsmuster städtischer Konflikte, Frankfurt a.M. 2013.

die Geschichte Livlands während der Frühen Neuzeit ist H. für diese forschungsrelevante Fragestellung hervorragend qualifiziert. Dass seine Arbeit aus dem 2009 zu Ende gegangenen Graduiertenkolleg „Imaginatio borealis. Perzeption, Rezeption und Konstruktion des Nordens“ der Universität Kiel hervorgegangen ist, dem die deutschsprachige Forschung richtungsweisende Impulse zu Fragen der Raumkonstruktion und Raumwahrnehmung verdankt, stellt eine hohe Qualität der Untersuchung in Aussicht.

Diesen Erwartungen wird H.s Arbeit zweifellos gerecht. Als Quellenkorpus seiner Untersuchung wählt er acht Chroniken des späten 16., 17. und frühen 18. Jh.: die Werke von Balthasar Rüssow, Salomon Henning, Moritz Brandis, Franz Nyenstede, Dionysius Fabricius, Thomas Hiärn und Christian Kelch sowie die Lode/Werner-Chronik in der Bearbeitung von Otto Fabian von Wrangell. Jene Texte – zweifellos die wichtigsten Werke der livländischen Historiografie während der Frühen Neuzeit – untersucht H. hinsichtlich der räumlichen Bezugsebenen ihrer Verfasser: War für den jeweiligen Chronisten die Selbstverortung in einem lokalen (Stadt, Dorf, Kirchspiel, Landgut), einem kleinregionalen (Livland bzw. dessen Landesteile), einem großregionalen/religiösen (Europa, Norden, Ostseeraum bzw. lutherische oder katholische Konfession) oder einem politisch definierten Rahmen (Heiliges Römisches Reich, Deutscher Orden, Schweden, Polen-Litauen, Dänemark) entscheidend? Zwischen Chronisten wie dem Revaler Lokalpatrioten Rüssow, dem in Auftrag und Dienst der estländischen Ritterschaft schreibenden Brandis oder dem einsamen Katholiken unter den livländischen Geschichtsschreibern der Frühen Neuzeit, Dionysius Fabricius, arbeitet H. eine beträchtliche Bandbreite unterschiedlicher räumlicher Selbstverortungen heraus. Als Fazit kann er festhalten, dass Livland selbst für die meisten Chronisten den Hauptbezugspunkt darstellte, obwohl ihr Wahrnehmungshorizont über die Landesgrenzen hinausreichte und auch größere Identitätsregionen (S. 18-24)³, wie den Ostseeraum, den Norden, Europa oder die (konfessionell bestimmte) Christenheit mit einschloss (S. 217).

H. äußert sich allerdings kritisch zu der von der älteren Forschung, v.a. von Reinhard Wittram⁴, vertretenen Ansicht, Livland sei bis ins 17. Jh. als territoriale Einheit wahrgenommen und in der frühneuzeitlichen Historiografie als solche beschrieben worden. Stattdessen betont er, dass Livland primär als Sammelbezeichnung für die verschiedenen Landesteile und Provinzen – Estland, Kurland, Lettland u.a. – verwendet worden sei und dass die Chronisten Livland als „Konglomerat mehrerer Teile“ wahrgenommen hätten. Somit wird auch deutlich, wie die – auf den ersten Blick vielleicht etwas unmotiviert scheinende – Cäsar-Hommage im Titel des Buches zu verstehen ist: nicht als Definition konkreter Landesteile, sondern als Betonung des fragmentierten Charakters des Landes im untersuchten Zeitraum. Es ist zu hoffen und zu erwarten, dass H.s These Anlass zu neuen Diskussionen über den historischen Wandel des Landesnamens Livland bietet.

Bei der Auswahl der Quellen hat H. seine Untersuchungen bewusst auf einen Teil der livländischen Historiografie des 16. und 17. Jh. beschränkt: Herangezogen wurden ausschließlich gedruckt vorliegende Landeschroniken, die von gebürtigen Livländern oder von Einwanderern, die sich dauerhaft im Land niederließen, verfasst wurden. Somit wer-

³ Vgl. auch: DENNIS HORMUTH: Im „treuherzigen Norden“: Die Konstruktion von Identitätsregionen am Beispiel frühneuzeitlicher Historiographie über die Christianisierung Livlands, in: SIBYLLE BAUMBACH (Hrsg.): *Regions of Culture – Regions of Identity. Kulturregionen – Identitätsregionen*, Trier 2010, S. 17-31. Allerdings wäre es wünschenswert gewesen, die für die Frühe Neuzeit spezifischen Formen von Identität stärker herauszuarbeiten und von Identitätskonstruktionen des 19. und 20. Jh. abzugrenzen.

⁴ REINHARD WITTRAM: *Baltische Lande – Schicksal und Name. Umriss der äußeren geschichtlichen Wandlungen seit dem 13. Jahrhundert im Spiegel des Landesnamens*, in: CARL ENGEL (Hrsg.): *Ostbaltische Frühzeit*, Leipzig 1939, S. 480-495.

den die Werke auswärtiger Autoren ebenso wenig berücksichtigt wie die städtische Geschichtsschreibung, handschriftlich überlieferte Chroniken (z.B. Jürgen Helms), historisch orientierte Hochschulschriften (Jacobus Scott, Olaus Hermelin) oder fragmentarische oder unvollendete landesgeschichtliche Versuche (Friedrich Menius, Johann Witte). Allerdings wäre es nach Ansicht des Rezensenten verfehlt, H. die eingeschränkte Quellenauswahl zum Vorwurf zu machen.⁵ Im Gegenteil: Indem er sich auf einen klar abgegrenzten Textkorpus beschränkt, gelingt es ihm, eine ins Detail gehende, inhaltlich überzeugende Untersuchung vorzulegen, die sonst kaum möglich gewesen wäre. Wenn H.s Studie zur Folge hat, dass in Zukunft auch andere Werke livländischer Historiografie einer ähnlich gründlichen Analyse ihrer räumlichen Wahrnehmungsschemata unterzogen werden, wäre das ein weiteres Verdienst seiner Arbeit.

Wien

Stefan Donecker

⁵ Einzig im Falle der Lode/Werner-Chronik wäre es vorteilhaft gewesen, auch die handschriftliche Überlieferung aus dem 17. Jh. miteinzubeziehen, anstatt die Intention Gustav von Lodes nur aus Wrangells späterer Fassung aus dem frühen 18. Jh. zu extrahieren (S. 160-164).

Aufklärer im Baltikum. Europäischer Kontext und regionale Besonderheiten. Hrsg. von Ulrich Kronauer. (Akademiekonferenzen, Bd. 12.) Universitäts-Verl. Winter. Heidelberg 2011. 263 S., Ill. ISBN 978-3-8253-5921-8. (€ 32,-)

Der Band vereinigt zwölf Aufsätze, von denen die meisten auf einer Heidelberger Tagung im Juni 2009 vorgetragen wurden, veranstaltet von der Forschungsstelle Deutsches Rechtswörterbuch, die zur Akademie der Wissenschaften in Heidelberg gehört, und mehreren Wissenschaftsinstitutionen in Estland und Lettland. Ein Teil der Beiträge gilt dem baltisch-deutschen Spätaufklärer Karl Gustav Jochmann (1789-1830), für den sich schon Walter Benjamin interessiert hat und der neuerdings von der historischen Forschung zunehmend beachtet wird. Jochmann hat in Deutschland die Rechte studiert, seinen Beruf wenige Jahre in Riga ausgeübt und sich dann in der Schweiz, in Süddeutschland und Frankreich der Schriftstellerei gewidmet. Die meisten seiner politischen, historischen und sprachphilosophischen Arbeiten hat er anonym publiziert, ein Grund dafür, dass er zeitweilig in Vergessenheit geriet. Während Aldur Vunk Jochmanns Herkunft im estländischen Pernau (Pärnu) nachspürt, vergleicht Jaan Undusk die beiden Autoren Garlieb Merkel (1769-1850) und Jochmann hinsichtlich ihrer geistesgeschichtlichen Position und der in ihren Schriften verwendeten Metaphorik. Er stellt die beiden Autoren, die sich persönlich gekannt und geschätzt haben, in den Kontext der europäischen Philosophiegeschichte: Naturrechtlich orientierte Weltdeutung und naturgeschichtlich geprägte Metaphorik bedingten einander. Der Pflanzenwelt entstammende Vergleiche deuten U. zufolge auf eine eher positive Weltsicht, der Tierwelt zugehörnde Vergleiche („homo homini lupus“) auf eher pessimistische. Aufbauend auf den eigentlich widersprüchlichen philosophisch-sprachlichen Welterklärungsmodellen von Thomas Hobbes und Jean-Jacques Rousseau habe Garlieb Merkel seine polemische Gesellschaftskritik an den Zuständen in seiner baltischen Heimat formuliert. Die Eroberung der baltischen Länder durch Ritter und Mönche werde schon durch deren Vergleich mit Tigern und Hyänen bewertet. In dieser Hinsicht entsprechen die Formulierungen Jochmanns, der sich an einer dekonstruierenden Naturgeschichte des Adels versucht habe, weitgehend denen Merkels. Dass der sprachliche Befund die geistesgeschichtliche Zuordnung unterstützt und ergänzt, ist ein methodisch sehr inte-

ressanter Forschungsansatz. U. konstatiert, Merkel habe lebenslang eine zyklische Geschichtsauffassung vertreten.¹

Ein wesentlicher Beitrag des Bandes stammt von Thomas Taterka. Er stellt die 1830 von Merkel besorgte zweisprachige Publikation der lehrhaften Novelle von Heinrich Zschokke *Das Goldmacherdorf* auf Lettisch und von diesem Text rückübersetzt ins Deutsche als erste Publikation vor, in der beide Sprachen als gleichberechtigt und gleichwertig behandelt worden seien. Mit Hilfe dieser Edition hätten Letten ebenso gut Deutsch wie Deutsche Lettisch lernen können. Aus der Sicht Merkels waren die bisherigen Bemühungen deutscher Autoren um die autochthonen Sprachen von der „kolonialen Situation“ geprägt: Die deutschen Pfarrer hätten das Lettische und das Estnische als unterentwickelte Idiome betrachtet, die man grammatikalisch und ausdrucksmäßig bearbeiten müsse, um sie zu literarisch brauchbaren Sprachen zu machen; ihr Interesse für die Volksdichtung sei gering gewesen. Unter dieser Voraussetzung, folgert T., sei der größte Teil des geistlichen und weltlichen Pastorenschrifttums ins Leere gelaufen; es sei von den Bauern kaum verstanden und nur wenig rezipiert worden. Erst mit Fremdsprachenkenntnissen hätten die Letten und Esten die Barriere der für sie und ihre soziale Situation ausgesuchten und angepassten Zweckschriften überspringen und in einem dritten Stadium ihre Volkssprachen zu eigenständigen Literatursprachen machen können. In dieser Entwicklung markiere die Herausgabe des Zschokke-Textes die wesentliche Wende.

Weitere Untersuchungen beschäftigen sich mit Cagliostro und Elisa von der Recke (Wilhelm Kühlmann), mit August Wilhelm Hupel und Jakob Michael Reinhold Lenz (Uwe Japp), dem Sammler Heinrich Baumann (Anuschka Tischer), den Linguisten Johann Gotthelf Lindner und Gustav Bergmann (Ineta Ballode) sowie dem Dorpater Juristen Christian Christoph Dabelow (Dietmar Willoweit). Klaus Garber schildert das Schicksal baltischer Sammlungen, Archive und Bibliotheken. Hans Dieter Schütt problematisiert „Begriff und Idee der Spätaufklärung“ und befindet, dass der Zeitgenosse der Romantik Karl Gustav Jochmann zu Recht als Spätaufklärer eingeordnet werde.

Die Beiträge von Mati Laur und Ralf Tuchenhagen beschließen den Band. Beide beschreiben die Verwaltungsreformen Katharinas II., die sogenannte Statthalterschaftszeit, im Überblick. Beide referieren Katharinas Äußerung von 1764, man müsse die privilegierten Provinzen, außer Livland auch Finnland und die Ukraine, dazu bringen, dass sie russisch würden („verrussten“), stellen aber übereinstimmend fest, dass hier nicht von Russifizierung im Sinne des 20. Jh. die Rede sein könne, sondern nur von administrativer Gleichschaltung, wobei es im Wesentlichen bei einem misslungenen Versuch geblieben sei. Katharina habe die privilegierten Stände, die Bürgerschaft und den Adel, durchlässiger machen und dem Staat stärker verpflichten wollen. Beide Autoren stellen fest, dass die neuen Formen der zentral vorgeschriebenen regionalen Verwaltung von der traditionellen Verfassung der Ostseeprovinzen abgeleitet gewesen seien.

In manchen Punkten stimmt das, in anderen Fällen wurde nur die Bezeichnung übernommen und mit anderen Kompetenzen versehen. Ein Beispiel: Die Gilden der russischen Steuerverfassung haben mit den bürgerlichen Gilden der baltischen Städte nicht das Geringste zu tun. In anderen Fällen entsprach der veränderten Institution ein anderer Name. Der Gouvernementsadel war nicht dasselbe wie die Ritterschaft. Immerhin war, wie Tuchenhagen richtig betont, das Gewicht einer jahrhundertealten Tradition nicht so schnell aufzuheben. Laurs Befund, es sei Katharina zwar gelungen, die Ostseeprovinzen wirt-

¹ Auf einer Tagung in Riga von 2005, die ebenfalls Jochmann gewidmet war, hat Roger Bartlett ausgeführt, dass Merkel gegen Ende seines Lebens das zyklische mit einem teleologischen, fortschrittsorientierten Modell verbunden habe, was sich bildlich mit einer aufwärtsgerichteten Spirale darstellen lasse. Dieser Punkt wird noch geklärt werden müssen.

schaftlich stärker an das Russische Reich zu binden, aber nicht, die baltische Gesellschaftsstruktur zu verändern, kann man nur zustimmen.

Im Übrigen ist Tuchtenhagens Text mit Vorsicht zu benutzen. Seine Behauptung, in der Reformzeit sei auf der Ebene der Statthalterchaftsregierungen die russische Geschäftssprache Vorschrift gewesen, ist unrichtig; Laur berichtet zutreffend das Gegenteil. Das Russische war nur der Finanzbehörde, dem Kameralhof, vorgeschrieben; selbst der Generalgouverneur in Riga, Graf George Browne, unterhielt sowohl eine deutsche als auch eine russische Kanzlei. T. zufolge ist die Anpassung der Verwaltungspraxis infolge der vielen neu eingestellten russischen Beamten ziemlich weit gegangen – auch in diesem Punkt muss man widersprechen. Von einer Dominanz russischer Amtsträger konnte nicht die Rede sein, viele von ihnen passten sich den baltischen Usancen an. Ein „Allgemeines Versorgungskollegium“ als für städtische Angelegenheiten zuständige Verwaltungsbehörde, wie T. schreibt, gab es nicht. Das „Kollegium der Allgemeinen Fürsorge“ kann nicht gemeint sein, weil dieses staatliche Sozialinstitut zusätzlich dargestellt wird. Der Gouvernementsmagistrat war, wie T. mehrfach richtig erwähnt, ein Berufungsgericht; Verwaltungsfunktionen für die Provinzstädte hatte er nicht. Die russische Normalschule, die in den Ostseeprovinzen in einzelnen Fällen als Modell einer staatlichen Volksschule eingerichtet wurde, zerstörte hier keineswegs das tradierte, geistlich bestimmte städtische und ländliche Schulwesen, schon gar nicht die für adlige Schüler bestehenden Anstalten.

Von Carl Gustav Jochmann wird man künftig mehr hören; dieser vielseitige Schriftsteller ist noch für Überraschungen gut. Über die Reformen der Kaiserin Katharina wird man auch weiter diskutieren, nicht im Zusammenhang mit Jochmann und aus anderen Gründen.

Vaihingen/Enz

Otto-Heinrich Elias

Larry Wolff: The Idea of Galicia. History and Fantasy in Habsburg Political Culture. Stanford University Press. Stanford, Calif. 2010. 486 S., 18 Ill., Kt. ISBN 978-0-8047-6267-0. (€ 56,99.)

Das vorliegende Buch von Larry Wolff knüpft an seine 1994 erschienene Studie¹ an, in der er Osteuropa als eine Erfindung des Westens bezeichnet, da dessen Philosophen und Reisenden ein künstliches Bild dieser geopolitischen Landschaft geschaffen und diese als ein im Gegensatz zu Westeuropa rückständiges Gebiet charakterisiert hätten. Der Vf. stellt es sich zur Aufgabe, der Frage nachzugehen, inwieweit die Ideen der Aufklärung in Galizien auch im 19. Jh. fortdauern und sich entwickeln konnten. Er gibt in seinem Buch keinen klassischen Überblick über die Geschichte Galiziens, sondern konzentriert sich auf historische Episoden und lässt vornehmlich Personen – Polen, Ruthenen, Juden und Deutsche – zu Wort kommen, um am Beispiel zeitgenössischer Einschätzungen ein Bild Galiziens nachzuzeichnen bzw. unterschiedliche Einschätzungen gegenüberzustellen.

Im ersten Kapitel, das den programmatischen Titel „Inventing Galicia“ trägt, führt er die in der Galizienliteratur bekannten und viel zitierten Autoren Franz Kratter, Alphons Heinrich Traunpaur und Ernst Traugott von Kortum an, die in ihren Werken Galizien als wirtschaftlich und kulturell rückständig überzeichnen. W. hebt hier zu Recht hervor, dass die Autoren überzeugt waren, dass nur die josephinischen Reformen Galizien eine Entwicklung bieten und dadurch die Teilhabe an der europäischen Zivilisation ermöglichen würden. Gerade die zum Teil drastischen Beschreibungen der vermeintlich schlimmen Zustände in Galizien hätten vor allem der Legitimierung der österreichischen Herrschaft in dem besetzten Land und der dort eingeführten Reformen gedient (S. 60). Im zweiten Kapitel widmet sich W. der Politik Metternichs in Galizien und dessen eigenen Einschät-

¹ LARRY WOLFF: *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford 1994.

zungen des Landes, von dem er sich während einer Reise 1823 ein eigenes Bild machen konnte. Darüber hinaus wirft er einen Blick auf das kulturelle Leben in der Hauptstadt Lemberg, u.a. auf die Ende des 18. und Anfang des 19. Jh. erschienenen Zeitungen, auf den Aufenthalt von Franz Xaver Mozart – des Sohnes von Wolfgang Amadeus – als Privatlehrer und Komponist in Galizien und Lemberg sowie auf das Theaterleben der galizischen Hauptstadt. Bei der Beschreibung der ihn interessierenden Ereignisse in der ersten Hälfte des 19. Jh. stützt sich der Vf. auf die seit 1811 erschienene polnische *Gazeta Lwowska*. Die deutsche *Lemberger Zeitung*, deren Erscheinen W. auf das Jahr 1787 vorverlegt (S. 65), erschien allerdings erst ein Jahr nach dem ersten Jahrgang der *Gazeta Lwowska*, also 1812. Im Jahre 1786 wurden dagegen die *Lemberger Wöchentlichen Anzeigen* herausgegeben, die sich bis 1796 halten konnten. In diesem Kapitel spricht er auch den Novemberaufstand 1830-1831 an und verweist hier auf die Teilnahme einiger deutscher Beamtenöhne aus Galizien. Als Beispiel nennt er Joseph Reitzenheim, der nach seinem Jurastudium als Konzeptpraktikant in der Kammerprokuratur in Lemberg gearbeitet hatte und im Februar 1831 nach Warschau geeilt war. Knapp 22 Jahre und nicht 18 Jahre alt, wie der Vf. schreibt (S. 101), teilte er die politischen Ansichten der aufständischen Polen, hatte diese jedoch bis zu seiner Teilnahme an den Kämpfen im Königreich Polen vor seinen Eltern geheim gehalten.

Einem weiteren, sehr viel bekannteren deutschösterreichischen Beamtensohn, nämlich Leopold von Sacher-Masoch, widmet sich W. in seinem dritten Kapitel. Hier stützt er sich bei seiner Beschreibung der 1830er und 1840er Jahre immer wieder auf deutsch-, polnisch- und ruthenischsprachige Zeitungen und bettet so die Kindheit des späteren Schriftstellers geschickt in das historische Umfeld ein. W. greift auch immer wieder auf die unter dem Titel *Souvenirs. Autobiographische Prosa* erschienenen Erinnerungen Sacher-Masochs zurück, die er manchmal zu häufig als reale Erinnerungen bei seinen Ausführungen heranzieht. Hier wäre wohl etwas mehr Vorsicht bei der Interpretation geboten gewesen, da Sacher-Masoch in seinen Erinnerungen ganz offensichtlich seine Kindheit idealisiert und so dargestellt hat, wie sie in sein schriftstellerisches Konzept passte. Auch kam ihm seine ausgeprägte Phantasie zugute, die er in seinen literarischen Werken weiter entwickeln konnte. Auch wenn W. auf das traumatische Erlebnis des Zehnjährigen – das von den Bauern im Jahre 1846 unter den Gutsbesitzern in Westgalizien verübte Blutbad – hinweist, so konnte Sacher-Masoch in Lemberg selbst nicht viel davon mitbekommen haben. Ob das eine Mal, als er vor der Polizeidirektion ein Fuhrwerk eines Bauern mit verletzten oder getöteten Personen gesehen haben will, tatsächlich so dramatische Auswirkungen auf sein späteres Leben gehabt haben kann, wie W. es interpretiert? Sacher-Masoch erwähnt nicht, dass er schon zuvor oder danach die Ankunft politischer Häftlinge gesehen hätte, die schließlich seit den 1830er Jahren die Gefängniszellen seines Vaters, des Lemberger Polizeidirektors, füllten. Die sehr einseitigen Erinnerungen Sacher-Masochs dienen vor allem dazu, die Haltung seines Vaters als willfähriger Vollstrecker des Metternichschen Polizeisystems in Galizien nachträglich in ein günstigeres Licht zu setzen und seine außerordentlich negative Haltung gegenüber den Polen zu legitimieren, die *notabene* der Sohn von seinem Vater übernahm. Wie weit man bei der Interpretation gehen sollte, die in Galizien verbrachte Kindheit für Sacher-Masochs sexuelle Vorlieben verantwortlich zu machen, bleibt wohl jedem Leser selbst überlassen. Tatsache ist, dass es ihm gelungen ist, diesen historischen Stoff bereits während seines Studiums in Graz anhand der in jener Zeit schon zahlreich erschienenen Publikationen über das Jahr 1846 in Galizien entsprechend aufzuarbeiten. Dass er bei seinen anderen auf Galizien bezogenen literarischen Werken eine sexuelle Komponente hinzufügte, dürfte wohl auch mit der Hoffnung verbunden gewesen sein, dadurch eine höhere Absatzzahl seiner Bücher zu erreichen.

Im vierten Kapitel geht W. dann näher auf die unterschiedliche Einschätzung des Jahres 1846 in der polnischen und österreichischen zeitgenössischen Literatur ein und stützt sich hier auf die Textsammlung *Polnische Revolutionen. Erinnerungen aus Galizien* des Polizeidirektors Leopold von Sacher-Masoch, die dessen Sohn 1863 in Prag veröffentlichte,

ohne den Namen des Autors preiszugeben. Die Revolution von 1848 selbst kommt dagegen nur kurz am Ende des vierten Kapitels zur Sprache. Im fünften und sechsten Kapitel widmet sich der Vf. dann der zweiten Hälfte des 19. Jh.; er spricht hier die politischen Konzepte der 1848 in Krakau gegründeten konservativen Zeitung *Czas* sowie die Einrichtung autonomer Institutionen Ende der 1860er Jahre und darüber hinaus die Entstehung enzyklopädischer Werke über Galizien an; auch lässt er hier u.a. Karl Emil Franzos und Ivan Franko zu Worte kommen. In den drei folgenden Kapiteln weist er sowohl auf die kulturellen Errungenschaften als auch auf die zunehmenden sozialen und politischen Spannungen in Galizien hin, die dann Anfang des 20. Jh. in Gewalt umschlugen. In seinem Epilog wirft er abschließend einen Blick auf die nach 1918 herausgegebenen Publikationen über Galizien und thematisiert auch den aktuellen Umgang mit dem Mythos „Galizien“ in Polen und der Ukraine.

Es ist bewundernswert, wie viele Themenbereiche zur Geschichte, Politik, Bevölkerung, Literatur, Kultur und Wirtschaft W. in seinem Buch angesprochen hat, die diesem einen quasi enzyklopädischen Charakter verleihen. Bedauerlicherweise fehlen jedoch sowohl ein Literatur- als auch ein Personen- und Ortsverzeichnis, was die Benutzung des Buches sehr umständlich macht, da man die umfangreichen bibliografischen Angaben nur durch die Anmerkungen erschließen kann, die sich nicht gerade leserfreundlich am Ende des Buches befinden.

Kraków

Isabel Röska-Rydel

Vabatahtlik ja sunniviisiline ränne eesti migratsiooniloos. [Freiwillige und erzwungene Wanderbewegungen in der estnischen Migrationsgeschichte.] Hrsg. von Maie Pihlammägi. (Acta Historica Tallinnensia, Bd. 17.) Teaduste Akadeemia Kirjastus. Tallinn 2011. 168 S. ISSN 1406-2925. (€ 8,50.)

Migration in ihren verschiedenen Ausprägungen und Ausrichtungen gehört zweifelsohne zu den grundlegendsten und prägendsten Faktoren der baltischen Geschichte. Durch sie wurde jenes regionalspezifische transnationale Miteinander und globale Beziehungsgeflecht geschaffen, vor dessen Hintergrund die nationale Geschichte der Region erst verstanden werden kann. Nach Jahrhunderten der Überbetonung des bodenständigen Aushaltens in der baltischen Geschichtsschreibung, zuerst eingeführt von den Deutschbalten zur Verteidigung ihrer gefährdeten autonomen Position im Zarenreich, dann gegen Ende des 19. Jh. übernommen von der entstehenden nationalestnischen Historiografie und auf eine Jahrtausende alte finnougriische Kontinuität hin ausgebaut, ist dank der Forschungstätigkeit des ausgewiesenen Spezialisten für auslandestnische Belange, Aivar Jürgenson, die Migrationsgeschichte als neuer Grundlagenbegriff in die estnische Historiografie eingeführt worden. Ausgehend von der modernen Migrationsforschung, die sich allen Formen der Zu- und Auswanderung in vergleichender Perspektive annimmt, werden hier mit den Beiträgen einer 2010 ausgerichteten Konferenz erstmals deutsche, sowjetische und estnische Migrationserfahrungen und Migrationsnarrative verschiedener Epochen gemeinsam untersucht. Die interdisziplinär historische und volkskundliche Forschung miteinander verbindende Sondernummer der Zeitschrift des Historischen Instituts der Universität Tallinn ist ein großer Wurf.

Der deutschbaltischen Migrationsgeschichte widmen sich Priit Raudkivi und Olev Liivik. Raudkivi erklärt die in der deutschbaltischen und estnischen Historiografie seit dem späten 19. Jh. verbreitete Vorstellung einer gemeinsamen Identität der Deutschen im Mittelalter mit der Gründung des deutschen Reiches 1871 und wirft zugleich ebenso brisante wie grundlegende Fragen bezüglich der demografischen Realität, Heiratspolitik und Sicherung der mittelalterlichen Migrationsgesellschaft auf, die das Potenzial haben, die Geschichte Livlands neu zu interpretieren. Liivik blickt auf das Ende der deutschen Geschichte im Baltikum und analysiert die *push*- und *pull*-Faktoren der Umsiedlung von 1939. Er unterstreicht dabei die Bedeutung der *pull*-Faktoren in den zeitgenössischen

Quellen, die insbesondere dann angeführt worden seien, wenn die Angst vor den Bolschewiken als *push*-Argument nicht auszureichen schien. Die Zugehörigkeit zum deutschen „Volkskörper“, die in Aussicht gestellte besondere Aufgabe der Deutschbalten im Deutschen Reich und nicht zuletzt die materielle Kompensation von Sachgegenständen im Warthegau ließen die Umsiedlung vor dem Hintergrund unsicherer Zukunftsaussichten im Baltikum attraktiver erscheinen.

Der Großteil der vorliegenden Artikel beschäftigt sich mit der freiwilligen und unfreiwilligen Migration der Esten Richtung Ost und West, wobei Ansätze zu komplexeren Vergleichen und die Entwicklung einer allgemeinen Terminologie die Untersuchungen methodisch aneinanderbinden. Astrid Tuisk weist auf die stereotyp vereinfachende Darstellung von Auswanderungsmotiven in der Erzähltradition der Sibirienesten dritter und vierter Generation hin, die negative Erfahrungen im Heimatland unzeitgemäß zementieren. Wie nötig die vergleichende Untersuchung der erzwungenen Migration nach Ost und West aus familien- und individualhistorischer Perspektive und damit für die traumatische Geschichte Estlands nicht nur im 20. Jh. ist, arbeitet Aigi Rahi-Tamm in ihrem Beitrag „Erzwungene Migration estnischer Staatsbürger in den Osten 1941-1951: Vergleichsmomente mit der Geschichte von Flüchtlingen im Westen“ überzeugend heraus. Skeptischer gegenüber dem Vergleich positioniert sich Kaja Kumer-Haukanõme, die zu einer bedachten und den unterschiedlichen Motiven und Realitäten der Migration gerecht werdenden Wortwahl in der wissenschaftlichen Beschreibung und Analyse von Migrationsereignissen aufruft. Nicht jede unfreiwillige Migration im Zuge des Zweiten Weltkriegs könne, wie es umgangssprachlich gerne passiere, als „Flucht“ bezeichnet werden.

Den Formen der auslandestnischen sozialen Vernetzung wendet sich Maarja Merivoo-Parro am Beispiel des Estnischen Bildungsvereins in New York zu, wobei die Frage nach der terminologischen Differenzierung der unterschiedlichen Gruppen im Selbst- und Fremdverständnis und der wissenschaftlichen Beschreibung in den Vordergrund tritt. Jürgenson vertieft das Thema der Konflikte zwischen neuen und alten Immigrantengruppen, die – wie er am Beispiel der estnischen Gemeinschaft in Argentinien nach dem Zweiten Weltkrieg zeigt – bedingt würden durch die unterschiedlichen Arten freiwilliger oder unfreiwilliger Migration und den unterschiedlichen Bildern von und Kontaktmöglichkeiten zu der Heimat.

Anu Korb verfolgt die Geschichte von Rückwanderern aus Sibirien, deren Integration in die estnische Gesellschaft trotz meistenteils vorhandener Sprachkenntnisse vergleichbar sei mit jenen von Nichtmuttersprachlern. Schwierigkeiten bei der Eingliederung gerade in der älteren Generation, Scham vor der sibirischen Herkunft, hybride Identitäts- und imaginäre Gemeinschaftsbildungen führten dabei nicht selten zu einer Rückkehr nach Sibirien. Den methodisch und sozialpsychologisch interessanten Sonderfall einer Migration ohne explizite Migrationserfahrung stellt Tiit Jaago in ihrem Artikel „Migration in der Sowjetzeit und ihre Verarbeitung in Autobiographien“ vor. Hier schließt sich im Rahmen des vorliegenden Bandes der Bogen, der zurückführt zu vor- und nichtstaatlichen Identitätsbildungen, wie sie auch im Mittelalter verbreitet waren. Migrationserfahrung und das Sprechen über sie scheint als Ausgangspunkt ein klares Verständnis von regionaler Heimat zu benötigen, das dem Sowjetsystem ebenso fremd war wie dem christlichen Weltssystem der vornationalen Zeit.

Was also ist und wie spricht man über Migration jenseits des Nationalstaats? Solche und andere weiterführende vergleichende Analysen bleiben der weiteren Forschung überlassen. Es ist das Verdienst der vorliegenden, durchgehend mit englischen Zusammenfassungen ausgestatteten Sondernummer, einer transnationalen baltischen Geschichtswissenschaft, die sich gegenüber international zentralen Themen und sozialen Modellen öffnet, ein verstärktes Bewusstsein für terminologische Fragen hat, den Vergleich in den Mittelpunkt rückt und sich ganz und gar als zugleich regional und global verflochtene *entangled history* versteht, einen neuen und aussichtsreichen Weg zu weisen.

Tallinn

Ulrike Plath

Ion Lihaciu: Czernowitz 1848-1918. Das kulturelle Leben einer Provinzmetropole. (Bukowinastudien, Bd. 1.) Parthenon-Verl. Kaiserslautern u.a. 2012. 258 S. ISBN 978-3-942994-00-2. (€ 29,80.)

Seit einigen Jahren richtet sich der Blick historisch-literarischer Forschung zunehmend auf die habsburgische Provinzstadt Czernowitz (Cernăuți, Chernivci), die durch Persönlichkeiten wie Paul Celan, Rosa Ausländer, aber auch Karl Emil Franzos die Geschichte der deutschsprachigen Literatur nachhaltig geprägt hat. Das Buch von Ion Lihaciu, Lektor für Germanistik an der Universität Iași, bildet den Auftakt zu einer Reihe zur Bukowina-Forschung. Es widmet sich der Entwicklung der Bukowinaer Literaturlandschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jh. bis zum Ende des Ersten Weltkriegs – einer Zeit, in der Czernowitz von einem unbedeutenden Städtchen im Osten der Monarchie zu einer, wie es im Titel auch anklingt, „Provinzmetropole“ aufstieg. Dabei beschäftigt sich L. nicht nur mit der Literatur, sondern auch mit dem Theater- und Musikleben der Stadt, um im Bourdieuschen Sinne die Entstehung eines vom Zentrum emanzipierten „kulturellen Feldes“ zu analysieren.

Vorweg sei angemerkt, dass der vielversprechende Titel etwas irreführend ist. Erstens umfasst die Studie nur das deutschsprachige kulturelle Leben der Provinzmetropole und behandelt das Werk ruthenischer oder rumänischer Autorinnen und Autoren nur dann, wenn diese auf Deutsch publizierten. Zweitens geht es – abgesehen von den drei letzten Kapiteln – hauptsächlich um eine Geschichte der Literaturlandschaft. Dies schmälert jedoch keinesfalls L.s Verdienste.

Nach einer anfänglichen Standortbestimmung und einem kurzen theoretischen Abriss über Pierre Bourdieus Feldtheorie analysiert L. den Aufstieg Czernowitzs von einem Objekt der Beschreibung – meistens in Reiseberichten – zur eigenständigen Literatur- und Kulturlandschaft. Mit der Beilage *Familienblätter* zur Zeitschrift *Hauskalender* (1857-1860) und der ersten belletristischen Zeitung der Provinz, dem *Sonntagsblatt der Bukowina* (1862), etablierte sich die deutschsprachige Literatur in der Czernowitzer Öffentlichkeit. L. zeigt, dass die ersten kulturellen Unterfangen auf private Initiative hin erfolgten – nämlich durch das Engagement der zwei Gymnasiallehrer und Dichter Ernst Rudolf Neubauer und Adolf Staufe-Simiginowicz. Unterstützt wurde diese Entwicklung durch zwei Institutionen – die 1850 gegründete Landesbibliothek und das Czernowitzer Gymnasium. An dieser Mittelschule wurde unter Neubauer die erste Generation einheimischer *literati* ausgebildet. Es waren also Lehrer, welche die Literaturszene der Provinz dominierten (S. 93). Dass es sich hierbei nur um eine kleine Zahl von Autorinnen und Autoren sowie Leserinnen und Leser handelte, unterstreichen die von L. sorgfältig aufgelisteten, meist ephemeren Zeitschriften. Das frühe Literaturleben formierte sich eher durch selbständige Publikationen, die durch L. untersucht werden und bis *dato* in der Fachliteratur wenig Erwähnung fanden. Neben den Publikationen der bereits genannten Staufe-Simiginowicz, Neubauer und Franzos werden hier u.a. die Werke von Johann Kaufmann, Isidor Friedrich Sauerquell, Leon Rosenzweig oder Hans Jaksch besprochen.

Mit *Buchenblätter* von Wilhelm Cappilleri beginnt für L. die Zeit der literarischen Anthologien (1864-1875), die zwar von einem eigenständigen, bereits vom Bürgertum dominierten literarischen Feld der Bukowina zeugen, gleichzeitig jedoch auch auf die inhärente Dependenz der Peripherie vom Zentrum durch Kontakte mit Autorinnen und Autoren außerhalb der Bukowina hindeuten. Trotz der sich institutionalisierenden Literaturlandschaft, die seit 1890 mit *Im Buchwald* (1890-1891) und *Theater-, Kunst- und Literatur-Zeitung* (ab 1895) professionelle Medien aufwies, welche die alte und junge Generation vereinigten, blieb für viele, wie L. unterstreicht, der Weg aus der Provinz die attraktivere Alternative. Um die Jahrhundertwende bedingten auch Konflikte zwischen den „bildungsbürgerlichen Ideen der ‚traditionellen‘ Beamtenschaft“ und „modernistisch gesinnten“ jungen Autorinnen und Autoren eine weitere Auswanderungswelle in die Zentren nach Wien, Berlin oder Leipzig (S. 163).

Ergänzt wird die Geschichte der Literaturlandschaft durch Kapitel zum Pressewesen, zum Theater und zur Musik in Czernowitz, in denen die Verdichtung sowohl lokaler Netz-

werke der Kulturproduktion als auch des Publikums beschrieben wird. Obwohl interessant und faktenreich, bilden diese kurzen Studien einen Bruch mit der am „Feld“-Begriff orientierten Argumentation. Auch im Schlusswort wird auf sie nicht eingegangen. Dort zeichnet L. vielmehr nach, wie sich dieses Literaturfeld entlang der Meilensteine 1862, 1890, Moderne und Expressionismus (das Jahr 1919 und die Zeitschrift *Der Nerv*) herausgebildet hat.

Das bereits angesprochene Missverhältnis zwischen Titel und Inhalt prägt leider das gesamte Buch – nicht nur aufgrund der Ausblendung der Vielfalt des kulturellen Lebens in Czernowitz, sondern auch deswegen, weil der Schwerpunkt auf die Entwicklung des Literaturfeldes gelegt wird, dem Musik und Theater nur beigelegt werden. Um dem Bourdieuschen „Feld“-Begriff gerecht zu werden, hätte das Buch daher im Titel nur auf das deutschsprachige Literaturleben Bezug nehmen sollen. Besonders problematisch erscheint, dass der Begriff „Kultur“ nur für die deutschsprachigen Akteure reklamiert wird. So heißt es etwa in der Einleitung, dass die deutsche Sprache als konfliktmildernde *lingua franca* einen Beweis „für das Gelingen sui generis der ‚österreichischen Mission im Osten‘“ geliefert habe (S. 7). Auf die Produktivität in anderen Sprachen, die in der Provinz gebräuchlich waren, wird hingegen nur dann hingewiesen, wenn die jeweiligen Autorinnen und Autoren auf Deutsch publizierten. Auch die konfessionelle Zugehörigkeit der Autorinnen und Autoren findet keine Erwähnung, obwohl der „Feld“-Begriff von Bourdieu durchaus dazu geeignet wäre, Positionierungskämpfe im multikonfessionellen Feld und den damit verknüpften Habitus nachzuzeichnen.

Letztlich gibt es auch eine Reihe handwerklicher Mängel. Mehr als einmal bekommt der Leser den Eindruck, dass die Arbeit eine Kompilation verschiedener Artikel darstellt, die nur vom „Feld“-Begriff zusammengehalten werden. Zumindest bei den Kapiteln zu Musik und Theater handelt es sich um erneute Abdrucke von bereits veröffentlichten Publikationen¹, ohne dass darauf im Literaturverzeichnis hingewiesen wird. Auch wenn der Artikel von 2009 leicht überarbeitet wurde, ist das Fehlen entsprechender Hinweise bedenklich. Auch in anderen Kapiteln wurden einige Passagen aus früheren Veröffentlichungen übernommen. Trotz der einwandfreien Sprache wäre auch ein gründliches inhaltliches Lektorat sinnvoll gewesen, da auf diese Weise oft wortwörtlich wiederholte Kurzinformationen über Zeitschriften und redundante biografische Notizen hätten vermieden werden können. Dass sich von den *Familienblättern* keine Exemplare mehr auffinden lassen, ist eine durchaus wichtige Information, muss jedoch nicht mehrfach wiederholt werden.

Trotz dieser Einwände stellt L.s Studie ein sehr fundiertes und inhaltsreiches Werk zum kulturellen Leben in Czernowitz dar, das nicht nur für Germanisten interessant ist. Bukowina-Spezialisten werden jedoch sicherlich viele Ergebnisse bereits aus früheren Studien des Autors kennen.

Wien – Marburg

Jan Surman

¹ ION LIHACIU: Der Anfang des Theaterlebens in der Bukowina widerspiegelt in der wiener satyrischen Zeitschrift der „Humorist“ und in der amtlichen „Czernowitzer Zeitung“, in: *Acta Iassyensia Comparationis* 7 (2009), S. 126-135; DERS.: Die Entwicklung der Musikszene in der Bukowina, ebenda 9 (2011), S. 151-157.

Verflochtene Geschichten. Ostmitteleuropa. Hrsg. von Frank Hadler und Matthias Middell. (Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung, Jahrgang 20, Heft 1/2.) Leipziger Univ.-Verlag. Leipzig 2010. 267 S. ISBN 978-3-86583-487-4. (€ 22,-.)

In diesem Sammelband präsentieren Frank Hadler und Matthias Middell erste Ergebnisse der am GWZO in Leipzig angesiedelten Projektgruppe „Ostmitteleuropa transnational“. „Transnational“ verwenden sie dabei als ein Etikett, das unterschiedliche Spielarten von Geschichte jenseits der Nation bezeichnet, wie transnationale, transregionale

oder translokale sowie verflochtene und globale Geschichten. Wichtiger als ein Methodenstreit zwischen diesen Trans-Geschichten erscheint den Hrsg. die Rückbindung aller um Transnationalität kreisenden Debatten an empirische Forschung zu bestimmten Weltregionen, in diesem Fall also Ostmitteleuropa.

Allen Weltregionen gemeinsam war seit der Mitte des 19. Jh. eine Dialektik von einerseits Lokalität und Territorialisierung, die Räume organisierte und Grenzregime errichtete, sowie andererseits grenzüberschreitenden Strömen von Menschen, Waren, Kapital und Wissen. Nation und Transnationalität sind dabei nicht als Gegensätze zu verstehen, sondern als Phänomene, die sich seit ca. 1850 wechselseitig konstituierten. Der Erkenntnisgewinn einer transnationalen Betrachtung Ostmitteleuropas liegt darin, etablierte Vorstellungen von Raum und Zeit zu hinterfragen. Transnationalität eröffnet Perspektiven darauf, wie Räume unterhalb der regionalen Ebene Ostmitteleuropas, etwa in Grenzregionen, sozial und kommunikativ erschaffen wurden. Gleichzeitig stellt sich die Frage, wie Nationen aus Ostmitteleuropa und die Region als Ganzes in globale Prozesse eingebunden waren. Von den gängigen Epochengrenzen relativiert der Band vor allem die primär politikgeschichtlich begründete Zäsur von 1918. So lässt z.B. der Fokus auf regionale Märkte bereits um 1900 Räume erkennen, die nach 1918 als Staaten auf der politischen Landkarte erschienen. Nach 1918 wiederum lebten Erwerbs- und Kommunikationsräume habsburgischer Provenienz im Alltag der Nachfolgestaaten der Doppelmonarchie fort. Zugleich partizipierten Polen, Tschechen, Slowaken und Ungarn bereits im späten 19. Jh. an Globalisierungsprozessen – etwa in der Wirtschaft und im Tourismus.

Zu den besonderen Potenzialen einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas zählt ihre Scharnierfunktion zwischen einer transnational begriffenen Geschichte Europas und einer postkolonial informierten Geschichte von *area studies* in den Räumen ehemaliger Imperien. Die acht Beiträge des Bandes greifen diese Überlegungen überzeugend auf und diskutieren die Transnationalität Ostmitteleuropas in fünf Dimensionen: (1) Ökonomie: Einbindung in grenzüberschreitende Waren- und Produktionsketten, (2) Räumliche Verortung und Territorialisierungsregimes, (3) Bezug zu Regionen, der aufgrund von Mobilität, ökonomischer Verflechtung, Politik und kultureller Imagination entsteht, (4) Migration und (5) Internationale Organisationen.

Im Einzelnen zeigt Nikolaus Wolf, wie die Ökonomie Ostmitteleuropas bereits seit den 1890er Jahren Wirtschaftsräume erkennen ließ, welche die Staatengrenzen von 1918 vorwegnahmen. Das Koordinationstrilemma zwischen Goldstandard, Kapitalmobilität und dem Status der eigenen Notenbanken demonstriert, wie nationale Regime und Transnationalisierung ineinandergriffen. Auch Maria Hidvegis Beitrag über zwei ungarische Elektronunternehmen, die sich nach 1918 an internationalen Kartellen beteiligten, erhärtet diese These. Transnationalisierung ist hier als grenzüberschreitende Verflechtung in der Ökonomie mit Blick für den Weltmarkt greifbar. Gleichzeitig erhielten die Unternehmen staatliche Unterstützung bei ihrer internationalen Kontaktpflege, wie andererseits der Staat auch als Regelungsinstanz transnationaler Ströme auftrat. Bernhard Struck stellt einer Politikgeschichte, die 1918 als Zäsur in Ostmitteleuropa ansetzt, eine Geschichte von Territorialität und Grenzen gegenüber, die lokale, nationale, transnationale und globale Dimensionen differenziert und 1918 in einem globalen Wandlungsprozess von Territorialität verortet, der von ca. 1850 bis ca. 1960 andauerte. Steffi Marung schildert, wie Polen sich mit einer gen Osten zielenden Zivilisierungsmission nach 1989 in Europa positionierte. Westeuropa gegenüber präsentierte es sich als Avantgarde der Beitrittskandidaten in Ostmitteleuropa und zugleich als Fürsprecher einer europäischen Perspektive von Belarus und vor allem der Ukraine. Ältere Traditionsbestände der Republik Polen-Litauen dienten dabei als symbolische Ressource. Metaphorisch stellte Polen den Anspruch, als Brücke, Mittler und Vorbild in Europa zu agieren.

Sarah Lemmen profiliert den Zeitraum von 1890 bis 1938 als Konjunktur tschechischer Reisen außerhalb Europas. Wirtschaft, Tourismus und Diplomatie führten Tschechen in die Welt. Reiseberichte dokumentieren das Bedürfnis, die globale Präsenz und Relevanz

der tschechischen Nation in den Vordergrund zu spielen. Aus den Reiseberichten nach 1925 sprechen jedoch auch Zweifel an der tschechischen Weltgeltung. Mathias M e s e n - h ö l l e r erhebt die Migrationsgeschichte Ostmitteleuropas vor und nach 1918 zu transnationaler Geschichte *par excellence*. Er plädiert für eine strenge Akteursperspektive, um die Unsicherheiten der Fremdzuschreibungen staatlicher Statistiken von saisonaler Arbeitswanderung und Migration zu vermeiden. Heftet man sich an die Fersen der wandernden Menschen, lässt sich nachvollziehen, wie Migration die Distinktion zwischen Subjektstatus, Nation und Grenzen aushandelte. Die Erzählung von der Bewegung von einem Ort zum anderen transformiert den *locus* in einen *topos*. Translokalität ist dabei der sachlich nüchterne *terminus technicus* für einen Vorgang, den erst die Akteure mit Sinn anreichern und in Auseinandersetzung mit staatlichen Grenzregimen in Erzählungen von Staaten und Nationen einweben. Adam W a l a s z e k knüpft in seinem Beitrag daran an und zeigt, wie zwischen 1870 und 1930 aus Polen in Amerika Amerikaner polnischer Herkunft wurden. Dem Imperativ der US-amerikanischen Polonia, sich in der Teilungszeit für die geschundene Nation zu engagieren, wich eine Ernüchterung über ein politisches System in Polen, das insbesondere ab 1926 den amerikanischen politischen Werten fremd wurde. Der Imperativ „Alles für Polen“ der Zeit um 1900 wich dem Slogan „Emigrants for Themselves“. Der amerikanische Unabhängigkeitstag rangierte nun in der Hierarchie der Festtage höher als der polnische Verfassungstag. Katja N a u m a n n schließt den Band mit ihrem Text über die Teilhabe polnischer, tschechoslowakischer und ungarischer Historiker an der „Scientific and Cultural History of Mankind“, die unter der Ägide der UNESCO in den 1950/60er Jahren entstand. Historiker aus Ostmitteleuropa waren an diesem Projekt nicht so vehement beteiligt wie ihre Kollegen aus den USA, der Sowjetunion, China und jüngst dekolonisierten Staaten. Die Gründe dieses Befundes liegen jedoch vor allem darin, dass etwa etablierte polnische Historiker in anderen Forschungszusammenhängen international gut vernetzt waren. Das gilt für die Hanse- und Ostseeforschung, die Weltsystemforschung und die Annales-Schule.

In der Geschichtswissenschaft haben sich transnationale und globale Ansätze inzwischen merklich etabliert. Sie sind nicht mehr aus der Disziplin hinwegzudenken. Die Geschichtsschreibung über Ostmitteleuropa und Osteuropa unternimmt noch ihre ersten Schritte auf diesen Feldern. Vor diesem Hintergrund bietet der Band eine gelungene Einordnung Ostmitteleuropas in aktuelle Debatten der transnationalen und globalen Geschichte und besticht mit acht überzeugenden Beiträgen.

München – Regensburg

Martin Aust

Michael Hirschfeld: Die Bischofswahlen im Deutschen Reich 1887 bis 1914. Ein Konfliktfeld zwischen Staat und katholischer Kirche vom Ende des Kulturkampfes bis zum Ersten Weltkrieg. Aschendorff. Münster 2012. 1003 S. ISBN 978-3-402-12963-0. (€ 78,-.)

Mit seiner Arbeit, die auf der 2011 in Vechta angenommenen Habilitationsschrift beruht, wendet sich Michael Hirschfeld dem Verhältnis von Kirche und Staat zu, wobei er auf die Bischofswahlen fokussiert. Entgegen einer von ihm kritisierten Konzentration auf den politischen Katholizismus und die Verengung auf parteipolitische Akteure, in der er die Gefahr einer Gleichsetzung von katholischer Kirche und Zentrum sieht (S. 30), widmet sich H. der Diplomatiegeschichte der katholischen Kirche. Die Bischofswahlen stehen dabei als „ein pars pro toto dafür [...], wie in einem postabsolutistischen Staat das Konfliktpotenzial von Kirche und Staat zwischen den beiden Polen nachhaltiger Bevormundung und Reklamierung der Freiheit der Kirche ausgetragen wurde“ (S. 13). Bereits in der Umschlaggestaltung, die eine im *Kladderadatsch* erschienene Karikatur Gustav Brandts „Aus dem Erzbistum Posen“ zur Bischofsstuhlbesetzung 1890 zeigt, wird dabei ausdrücklich Bezug auf die östlichen Provinzen Preußens genommen. Dort trat zu dem prinzipiellen Antagonismus zwischen Staat und Kirche der Nationalitätenkonflikt hinzu, so dass sich zwei Konfliktebenen überlagerten.

Der Vf. geht auf die 26 katholischen Jurisdiktionsbezirke im Deutschen Reich ein, an deren Spitze ein Bischof oder Erzbischof stand; da sich etwa die Hälfte (zwölf) davon in Preußen befand, liegt hier auch ein Schwerpunkt der Darstellung. Die Rechtslage zur Bischofsbestimmung variierte stark und basierte überwiegend auf den in der „Konkordatsära“ nach 1817 geschlossenen Konkordaten: In Preußen überwog das System, in dem die Domkapitel Kandidatenlisten erstellten, von denen der Monarch im Rahmen des negativen Ausschließungsrechts ihm minder genehme Kandidaten streichen durfte. Nach dem in den 1840er Jahren verbreiteten „Irischen Listenverfahren“ sollten auch nach der Streichung noch mindestens zwei oder drei Kandidaten auf der Liste verbleiben, um dem Kapitel eine Wahl zu ermöglichen. Der Gewählte musste abschließend von der Regierung und dem Vatikan bestätigt werden. Wenn, was auch vorkam, der Monarch alle Kandidaten als minder genehm strich, bestand zum einen die Möglichkeit, dass das Kapitel eine zweite Liste erstellte, zum anderen aber auch die Option, dass Vatikan und Monarch sich unter Missachtung des Wahlrechts der Kapitel direkt auf einen Bischofskandidaten verständigten. In Staaten mit katholischem Staatsoberhaupt, z.B. Bayern, fand dagegen keine Wahl statt. Hier hatte das Staatsoberhaupt das positive Ernennungsrecht, bei dem der Vatikan eine vorherige, informelle Information zwar erbat, aber keine rechtliche Grundlage hatte, sie einzufordern. Begrenzt wurde der Monarch bei seiner Auswahl von Kriterien, die festlegten, ob Geistliche episkopabel waren oder nicht; „harten“, nicht verhandelbaren Bedingungen wie einem Mindestalter oder der mindestens sechs Monate zurückliegenden Weihe standen dehnbare Kriterien wie das der Moralität entgegen. Die Komplexität der Rechtslage mag folgendes Beispiel verdeutlichen: In Elsass-Lothringen räumte das Napoleonische Konkordat das Recht, die Bischöfe zu nominieren, dem jeweiligen Staatsoberhaupt ein unter der Voraussetzung, dass es katholisch war – was im Untersuchungszeitraum das Haus Hohenzollern vor eine gewisse Herausforderung stellte. Die Einsetzung eines katholischen Statthalters und die Erklärung des Vatikans, dass ein einzelner Makel nicht den Gesamtcharakter des Konkordats in Frage stelle, lösten hier das Dilemma.

Der Vf. definiert den Kulturkampf einleitend „als Kulmination der Modernisierungskonflikte zwischen dem von Nationalisierung, Industrialisierung, Diversifizierung und vor allem Liberalisierung geprägten Staat und der aus dessen Sicht mit ihrem Ultramontanismus restaurativ agierenden katholischen Kirche“ (S. 41). Das traditionellerweise als dessen Endpunkt betrachtete Jahr 1887, in dem die „Friedensgesetze“ zwischen Otto von Bismarck und Leo XIII. geschlossen wurden, stellt er allerdings als grundsätzliche Zäsur in Frage. Daher besteht das Ziel der Untersuchung darin festzustellen, ob hinsichtlich der Bischofsstuhlbesetzung von einer Prolongierung des Kulturkampfes bis 1914 gesprochen werden kann. Das Ergebnis ist eindeutig: Der Konflikt um die kirchliche Personalpolitik in allen Staaten des Deutschen Reiches habe, so H.s Resumé, bis zum Ersten Weltkrieg unvermindert andauert (S. 833). Die Bestimmung über die Person des neuen Bischofs habe der Staatsbürokratie „als Schlüssel für die Herrschaft über die katholische Kirche und ihre Gläubigen, also als Mittel zur Eindämmung des als Bedrohung empfundenen Ultramontanismus“ (S. 805) gegolten.

Das vorliegende Werk ist in erster Linie als Handbuch konzipiert, das geografisch nach Staaten und Diözesen und innerhalb dieser chronologisch angeordnet ist; ein Kapitel zur Feldpropstei der preußischen Armee schließt sich an. Zu Beginn der Darstellung wird jeweils die rechtliche Situation der Bischofsnennungen umrissen. Einer Vorstellung sowie einer vor allem aus staatlichen Unterlagen schöpfenden Kurzcharakterisierung der Kandidaten folgt eine Darlegung der diplomatischen und innerkirchlichen Entwicklungen, an deren Ende in aller Regel eine Bischofsweihe stand. Diese Darstellung ist auch für die Diözese Gnesen-Posen als gelungen zu bezeichnen, wobei der Vf. das Spannungsverhältnis zwischen Staat, Kirche und Nation herausstellt. Er belegt das Wissen der Verwaltung darum, dass die katholische Kirche in der Bevölkerung als Vertreterin der polnisch-nationalen Interessen wahrgenommen wurde, und benennt dagegen gerichtete behördliche Maßnahmen wie die Verlegung des Bischofssitzes nach Posen und das Verbot der Bezeichnung

dieses Erzbischofs als „Primas Poloniae“, der traditionell den Interrex in Polen stellte. Ebenso stellt er wichtige staatliche Maßnahmen wie das Ansiedlungsgesetz von 1886 oder das Verbot des polnischsprachigen Religionsunterrichts vor; eine Diskussion des Begriffs „Germanisierung“, der inzwischen in seiner Vielfalt erforscht wurde, wäre hier wünschenswert gewesen.

Abschließend erfolgt jeweils eine Darstellung zu Weihbischofsnennungen; der Vf. legt dar, dass diese zwar nicht gewählt wurden, begründet ihre Aufnahme in die Untersuchung aber damit, dass „die Alarmglocken der Staatsbehörden bei dem Wort Bischof schrillten, selbst wenn der zu Ernennende mit dem entsprechenden Präfix versehen war, das ihn nur zum Weihbischof machte“ (S. 45). Der Quellenlage geschuldet – die Protokollbücher geben in der Regel nur Sitzungsverläufe und Abstimmungsergebnisse wieder – ist der Vf. bei der Darstellung der Entwicklungen in den Domkapiteln, also der u.a. in Preußen wahlberechtigten Instanz, auf Briefe und Zeitungsmaterial angewiesen. Zur Untersuchung der in und zwischen den Hauptstädten der deutschen Staaten, vor allem Berlin, und dem Vatikan verfolgten Ziele kann er sich dagegen in hohem Maße auf Archivmaterialien stützen, anhand derer er bewusste Verzögerungstaktiken von bloßer „Saumseligkeit der vatikanischen Kurie“ (S. 966) unterscheiden kann. Erfreulich ist, dass der Vf. eine Beschäftigung mit nationalen Minderheiten sowohl in den östlichen als auch in den westlichen Regionen des Reiches verfolgt und entsprechende Überlegungen in den von staatlicher Seite zu internen Zwecken verfassten Biogrammen der Kandidaten thematisiert. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn er diese Überlegungen auch in das Kapitel zur preußischen Feldpropstei einbezogen und die vorhandene Literatur berücksichtigt hätte.¹ Eine Schwäche der Arbeit ist darin zu sehen, dass zentrale Begrifflichkeiten der Untersuchung wie „Staatskatholik“ oder „(Staats-)Loyalität“ nicht definiert werden.

Die Arbeit zeichnet sich durch ihren Detailreichtum aus, in der die omnipräsente Sorge aller politischen Entscheidungsträger herausgearbeitet wird, in einem politisch nicht gefestigten Verhandlungsfeld die Regeln für ein Miteinander zu finden, während jede Seite sowohl hochsensibel auf die Wahrung ihrer Rechte wachte als auch diesen Rahmen auszuweiten versuchte. Das vom Autor gesteckte Ziel, eine übersichtliche Darstellung vorzulegen, die auch Handbuchcharakter hat, wird eingelöst.

München

Pascale Mannert

¹ Zum Beispiel JENS BOYSEN: Preußische Armee und polnische Minderheit. Royalistische Streitkräfte im Kontext der Nationalitätenfrage des 19. Jahrhunderts (1815-1914), Marburg 2008.

Europa und sein Osten. Geschichtskulturelle Herausforderungen. Hrsg. von Włodzimierz Borodziej und Joachim von Puttkamer. (Europas Osten im 20. Jahrhundert. Schriften des Imre Kertész Kollegs Jena, Bd. 1.) Oldenbourg. München 2012. 168 S. ISBN 978-3-486-71593-4. (€ 29,80.)

Der Band publiziert die Beiträge der Eröffnungstagung des Imre Kertész Kollegs an der Friedrich Schiller-Universität Jena, das sich Europas Osten im 20. Jh. zum Gegenstand gewählt hat. Entsprechend prominent ist dieser Auftakt der Schriftenreihe besetzt und weckt einige Erwartungen. Thematisch reiht er sich ein in das die historische Forschung seit Jahren dominierende Paradigma der Geschichts- und Erinnerungskultur bzw. den „öffentlichen Umgang mit Geschichte“ (S. 1), den die Hrsg. in ihrem Vorwort zu Recht mit der Identitätssuche des neuen Europa verbinden und dem Osten dabei einen besonderen Stellenwert zuschreiben. Somit ist der Ansatz nicht unbedingt neu, aber in der gewählten Perspektive der Auseinandersetzung mit geschichtskulturellen Entwicklungen vor dem Hintergrund historischer Phänomene im Osten Europas wichtig.

In ihrem einführenden Beitrag stellen Włodzimierz Borodziej und Joachim von Puttkamer als Leiter des Kollegs den Grundgedanken der Schicksallosigkeit in der Au-

tobiografie von Imre Kertész dem Band voran, womit der Autor den elementaren Fragen der menschlichen und individuellen Handlungsmöglichkeiten angesichts von Extremsituationen in totalitären Strukturen nachgeht.

Den eigentlichen Auftakt des Bandes bildet ein Beitrag von Adam Michnik. Er führt den Ansatz der Hrsg. in gewohnter Tiefe und geistreicher Polemik aus. Dabei stellt er die zentrale und bis heute umstrittene Frage in den Mittelpunkt, „wie man nach dem Ende der Diktatur mit der Verantwortung“ umgeht (S. 15). In vergleichender europäischer Perspektive beleuchtet er dieses Problem unter dem Aspekt sowohl der Schuld als auch des Umgangs mit der Erinnerung. Aus der Erfahrungsperspektive warnt er vor erneuter Ideologisierung und verweist auf die psychologische Dissonanz, die zum Erbe des Totalitarismus gehöre. Hochinteressant sind seine Bemerkungen zur Entwicklung eines Geschichtsbildes aus der Auseinandersetzung mit den Geschichten der Nachbarländer bzw. der Konstruktion der Selbstsicht aus der Bewertung des Fremden heraus – ein Prozess, den er anhand des polnischen Opfermythos anschaulich erläutert.

Dieses bei Kertész und Michnik schon leitende Problemfeld von Erwartungen und Machtlosigkeit angesichts der „Irrationalität des 20. Jahrhunderts“ ist auch Gegenstand eines 1968 entstandenen und hier dokumentierten Gesprächs mit dem tschechischen Regisseur und Oscar-Preisträger Jiří Menzel, das sich der ästhetischen Dimension von Geschichtskultur jenseits nationaler Vorstellungen widmet.

Maria Todorova reflektiert in ihrem Beitrag die in der Forschungsliteratur der letzten Jahre geführte Diskussion über die historische Position des Balkans. Unter aktuellen Aspekten plädiert sie für eine Dekonstruktion westlich dominierter normativer Zuschreibungen. Methodisch ähnlich gelagert analysiert Stefan Troebst die Phasen der Auseinandersetzung über die Vertreibung, stellt den aktuellen Stand vor und gibt zu Forschung, ihrer Institutionalisierung und Vernetzung einen relativ optimistischen Ausblick.

Zwei Beiträge des Bandes beschäftigen sich mit ambitionierten Museumsprojekten. In Brüssel wird mit dem Haus der Europäischen Geschichte Neuland betreten und in gewisser Weise der Versuch einer visualisierten europäischen Sinnstiftung unternommen. Ganz anders bei dem Projekt des 2008 gegründeten Museums des Zweiten Weltkriegs in Danzig: Sein Direktor Paweł Machcewicz stellt es als ein traditionelles, nationales Unternehmen vor, das allerdings auf eine erhebliche internationale Ausstrahlung abgestellt sei und an exponierter Stelle den Anspruch eines zentralen Ortes der Erzählung zum Zweiten Weltkrieg geltend mache. Ausführlich erläutert M. das Konzept des Museums und verweist auf die kontroverse Diskussion um das Projekt in Polen. Er schildert die Beweggründe für das Museumsprojekt ausgehend von den deutsch-polnischen Auseinandersetzungen um die Vertreibung und die polnischen Befürchtungen hinsichtlich der Revision des Bildes vom Zweiten Weltkrieg durch die Betonung einer deutschen Opferrolle. Die geeignete Antwort auf polnischer Seite sei die Gründung eines Museums des Zweiten Weltkriegs in Polen, um „Europa und der Welt die Gesamtheit der Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges vor Augen zu führen, unter besonderer Berücksichtigung Polens und der übrigen Länder Mittel- und Ost-Europas, deren besonderes Schicksal in Westeuropa und den Vereinigten Staaten kaum bekannt ist“ (S. 82 f.). Das breit angelegte Konzept will große Politik genauso berücksichtigen wie das individuelle Schicksal. Gerade hier setzt die Kritik der vom Autor vorgestellten Debatte um das Konzept in Polen an. Vor allem den konservativen Kräften geht bei diesem universellen „europäischen“ Charakter die besondere Rolle Polens im Krieg verloren und wird in deren Sicht die Gefahr implementiert, vorteilhaft für die Deutschen zu sein. M. sieht in diesen Kontroversen auch einen prinzipiellen Streit um die Rolle Polens in Europa und muss konstatieren, dass es in gewisser Weise gelungen sei, das Museum innerhalb der Gesellschaft in Misskredit zu bringen. Sicherlich wäre es darüber hinaus interessant gewesen zu erfahren, welche produktiven Impulse die Debatten für das Konzept dieses außerordentlich komplexen Vorhabens gebracht haben. Man darf auf das Ergebnis (Eröffnung 2014) gespannt sein.

Zwei weitere Beiträge beschäftigen sich mit konkurrierenden Erinnerungskulturen. In den Staaten des ehemaligen Jugoslawien gilt die Geschichte des Vielvölkerstaates allgemein als „unerwünschtes Erbe“ (S. 105), und nur die nationale Perspektive auf Geschichte erscheint sinnvoll. Milan Ristovič stellt fest, dass es eigentlich nie gelungen sei, ein jugoslawisches Geschichtsbild und damit eine funktionale jugoslawische Identität zu schaffen. Auch der Krieg und die Ideologisierung unter Tito änderten daran nichts. Beispielhaft führt der Autor das Projekt der „Geschichte der Völker Jugoslawiens“ an, das Anfang der 1960er Jahre abgebrochen wurde. Die „ideologische Nullstellung der Vergangenheit“ (S. 112) nach dem Zusammenbruch Jugoslawiens führte zu einer systematischen Flucht aus der gemeinsamen Geschichte, die sich erst unter dem Einfluss nichtjugoslawischer Autoren, aber vor allem durch den europäischen Einigungsprozess verlangsamt. Ganz anders in der russischen Erinnerungskultur: Irina Scherbakowa schildert in ihrem Beitrag, wie nach einer Phase der Distanzierung vom Sowjetsystem gegenwärtig die Trauer um das verlorene Sowjetimperium dominiert und Stalin faktisch zum Mega-Star wird. Die Autorin verbindet den Abbruch einer kritischen Auseinandersetzung und die Etablierung einer neuen Erinnerungskultur in den 1990er Jahren vor allem mit der rapiden Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation, einhergehend mit Verlusten eines demokratischen Bewusstseins in Regierung und Gesellschaft. Angesichts der politischen und wirtschaftlichen Probleme griff die Politik immer mehr zu traditionellen Mustern historischer Verbrämungen und protegierte geeignete Beispiele (Zweiter Weltkrieg, Tschetschenienfrage). Waren diese Themen unter Boris Jelzin noch Versatzstücke, so wurde daraus unter Vladimir Putin eine Geschichtspolitik, die „mit Hilfe von Bausteinen aus der Vergangenheit ideologische Zukunftsperspektiven“ konstruiert habe (S. 122). Damit einher gingen die Schwächung zivilgesellschaftlicher Strukturen, vertikaler Machtausbau und die Kultivierung einer nationalen Idee. Aus Stalin, dem Despoten wurde Stalin, der Manager. Seit der Krise 2009 beginnt sich die Situation wieder zu ändern. Die kritische Diskussion um den Stalinschen Terror kehrt zurück, seit immer deutlicher wird, dass Stalin durch die extreme Rechte vereinnahmt wird, was der Regierung nicht nützt. Die Autorin bleibt skeptisch, sieht allerdings allein in der Entwicklung breiter Debatten in der Bevölkerung einen echten Ansatz diskursiven Umgangs mit der Geschichte.

In den beiden Abschlussbeiträgen des Bandes melden sich die Hrsg. erneut zu Wort und widmen sich der deutschen und russischen Perspektive auf Osteuropa. Die Texte sind inhaltlich auch als ein Beitrag zur allgemeinen Verortung des Ostens in Europa zu verstehen. Borodziej verweist auf die große Dynamik des Ostens in deutscher Perspektive, und das nicht nur in den territorialen Vorstellungen, sondern auch hinsichtlich der wirtschaftlich-kulturellen Verbundenheit. Nach einer wechselhaften Geschichte sieht er das Verhältnis „in der europäischen Norm angekommen“ (S. 145). Puttkamer geht der Frage nach, welchen Stellenwert das Nachdenken über Russland in der Selbstvergewisserung ostmitteleuropäischer Politiker und Intellektueller besaß, und behandelt damit auch das Problem der europäischen Bewertung Russlands und den historischen Zweifel an seiner Zugehörigkeit. Er schildert beispielhaft die ambivalenten Haltungen zu Russland in den Ländern Ostmitteleuropas, die nach 1917 ideologisch umgedeutet wurden und unter den Bedingungen des Ostblocks sich negativ verfestigten. Zwar verweigert der Autor eine Antwort auf die Frage, ob sich im Verhältnis der Länder zu Russland eine „historische Normallage“ entwickelt habe (S. 162), und verweist darauf, dass sich Putins Russland einer Öffnung zu Ostmitteleuropa verweigere. Er stellt aber auch fest, dass erste Schritte zur Historisierung der Erinnerung unternommen würden, die es allen Beteiligten zunehmend ermöglichten, sich in die europäische Geschichte einzubetten und ihren historischen Ort zu bestimmen.

Der Band gibt mit vielen seiner Beiträge grundlegende Orientierungen und Impulse für die Beschäftigung mit dem europäischen Osten und das weit über den Ansatz von Erinnerung und Geschichtspolitik hinaus.

Rostock – Toruń

Ralph Schattkowsky

Christoph Mick: Kriegererfahrungen in einer multiethnischen Stadt. Lemberg 1914-1947. (Quellen und Studien / Deutsches Historisches Institut Warschau, Bd. 22.) Harrassowitz. Wiesbaden 2010. X, 632 S., 4 Kt. ISBN 978-3-447-06193-3. (€ 82,-)

Was passiert mit einer Stadt, deren Herrschaft kriegsbedingt innerhalb von drei Jahrzehnten siebenmal gewechselt hat und deren Bewohner unterschiedlichen nationalen, ethnischen und religiösen Gruppen angehör(t)en? Christoph Mick geht dieser Frage am Beispiel der Stadt Lemberg (L'viv, Lwów, Lvov) nach, die seit der Ersten Teilung Polens von 1772 als Hauptstadt des zur Habsburgermonarchie gehörenden Königreichs Galizien und Lodomerien fungierte, ein wichtiger Universitäts- und Garnisonsstandort war und eine multiethnische und multireligiöse Bevölkerungsstruktur aufwies. Ihre größten ethnischen Bevölkerungsgruppen bildeten Polen, Juden und Ruthener/Ukrainer. Bei der Betrachtung dieser Gruppen orientierte sich der Autor am Ethnizitätsmodell von Anthony D. Smith, demzufolge sich kollektive Identitäten auf der Grundlage einer geteilten Geschichte herausbilden. Bei den von M. beschriebenen sieben Herrschaftswechseln, die für seine Darstellung eine Art Folie bilden, handelt es sich um die Einnahme durch Russland (1914) und die Rückeroberung durch die Österreicher (1915) während des Ersten Weltkriegs, das kurzlebige Experiment der Westukrainischen Republik (1918), deren Niederschlagung durch Truppen der wiedererstandenen Republik Polen (1918), die sowjetische Besetzung infolge des Hitler-Stalin-Pakts (1939) und die erste Eingliederung in die Ukrainische SSR, die deutsche Okkupation im Zuge des „Unternehmens Barbarossa“ (1941) und schließlich die Sowjetisierung nach dem Vormarsch der Roten Armee (1944) und den erneuten Anschluss an die Ukraine und damit die UdSSR.

Unter Berufung u.a. auf Reinhart Koselleck stellt M. bei seiner umfangreichen Studie die Kategorie der „Erfahrung“ in den Mittelpunkt. Er möchte aufzeigen, wie sich die wiederholte Verbindung von Krieg und Nationalismus innerhalb weniger Jahrzehnte auf interethnische Beziehungen ausgewirkt und zu deren Radikalisierung beigetragen hat. Herausgekommen ist eine erhellende Untersuchung, die die erste Hälfte des 20. Jh. in Ostmitteleuropa durch das Prisma Lembergs betrachtet, dabei aber auch zu Recht der zum Verständnis erforderlichen Vorgeschichte breiten Raum widmet. Das Ergebnis von M.s Forschungsarbeit ist ein stattliches Buch, das auf viele Gesichtspunkte eingeht: die Sozial- und Bevölkerungsgeschichte Lembergs, militärgeschichtliche Ereignisse, die für die geschilderten Entwicklungen und Tendenzen entscheidend waren, die allgemeine Stadtentwicklung, aber auch kulturhistorische Gegenstände und insbesondere die immer wieder ins Spiel gebrachte Frage der Identität(en), die sich aus der bzw. den geschichtlichen Erinnerung(en) speist. Durch den Zuschnitt auf die „Erfahrung“ entgeht M. der Versuchung, zueinander in Gegensatz stehende Erinnerungskonstruktionen gegeneinander ausspielen oder sie bewerten zu müssen. Damit distanziert er sich auch etwas von dem in den vergangenen Jahren zu verzeichnenden „Erinnerungsboom“, indem er die Erfahrungsgeschichte ebenfalls auf der Ebene einer Geschichte ersten Grades, also der Ereignisgeschichte, behandelt. In M.s Darstellung wechseln sich dramatische Kriegs- und Kampfergebnisse mit ausführlichen Darstellungen ab. Der polnisch-ukrainische Gegensatz nach dem Ersten Weltkrieg hat in dem Werk einen prominenten Platz erhalten. In diesen Auseinandersetzungen und ihrer nachfolgenden geschichtspolitischen Transformation sieht der Autor den „Schlüssel zum Verständnis der Konflikte in Lemberg und Ostgalizien in der Zwischenkriegszeit“ (S. 574).

Diese Einschätzung zu begründen, gelingt ihm in den folgenden Kapiteln der Arbeit. Der Gegensatz erwies sich für die „Erinnerungskonkurrenzen“ und die Herausbildung unterschiedlicher „Erfahrungsräume“ als konstitutiv. Die eingehende Darstellung der Gedenkrituale in der Zwischenkriegszeit, die ein symbolisches Repertoire schufen, auf das bei künftigen Neudeutungen zurückgegriffen werden konnte, lenkt den Blick auf die im Zusammenhang mit der Gedächtnisgeschichte in der letzten Zeit verstärkt in den Blick genommenen Akteure der Erinnerung. Innerhalb des vergleichsweise kurzen Untersuchungszeitraums ermöglicht die Geschichte Lembergs ein weiteres interessantes methodisches

Experiment auf komparatistischer Ebene. Zwei Weltkriege mit jeweils einschneidenden Folgen, aber auch die beiden Pogrome gegen jüdische Lemberger Bürgerinnen und Bürger in den Jahren 1918 und 1941 eröffnen ein ergiebiges Vergleichsfeld für die geschichtliche Einordnung und Betrachtung.

Das Instrumentarium der historischen Stereotypenforschung, wie sie etwa Hans Henning Hahn auf der Grundlage amerikanischer und polnischer Vorarbeiten in Deutschland kanonisiert hat, findet in M.s Studie keine explizite Anwendung. Dies ist bedauerlich, hätten doch die „Bilder in den Köpfen“, die sowohl bei geschichtspolitischen Engführungen als auch bei Gewaltexzessen gegenüber einer anderen Gruppe stets präsent sind und wirkmächtig werden, in Ergänzung zu den untersuchten kollektiven Erfahrungswelten zu einem noch tieferen Verständnis der interethnischen Beziehungen in Lemberg beitragen können.

M. greift nicht nur auf einem reichen Fundus an Lemberg-Literatur zurück, sondern hat auch in zahlreichen Archiven in der Ukraine, in Polen, in Russland, in Österreich und in Deutschland Material recherchiert. Die damit gewonnene Faktenbasis breitet er auf über 600 Seiten aus, wobei sich seine Darstellung flüssig liest und zum allergrößten Teil auch schlüssig wirkt. Diese Fleißarbeit hebt sich positiv von manchen anderen, argumentativ dünnen Untersuchungen zu den Konfliktgeschichten des 20. Jh. ab, indem M. seine Thesen auf einer soliden Grundlage geschichtlichen Wissens begründet. Daraus ergeben sich auch manche Justierungen bei Begrifflichkeiten. In den vergangenen Jahren ist etwa das Paradigma der „ethnischen Säuberung“ stark in Mode gekommen. M. verwendet diesen Begriff ebenfalls, um Exzesse gegen andersethnische Gruppen während der von ihm untersuchten Phasen der Lemberger Geschichte zu charakterisieren. Im Unterschied etwa zu Norman Naimark und vielen seiner Schüler und Nachfolger, die ihn als ein beinahe unumgängliches Resultat der Modernisierung des Nationalstaats ansehen, ordnet M. das Konzept der „ethnischen Säuberung“ – ohne es in irgendeiner Weise zu bagatellisieren – dort ein, wo es hingehört: in den Zusammenhang einer verflochtenen Konflikt- und Kriegsgeschichte.

Wer sich künftig mit der neueren Geschichte Lembergs befasst, wird an M.s monumentaler Untersuchung nicht vorbeikommen. Angesichts des in den vergangenen Jahren zu konstatierenden Interesses an der Geschichte Galiziens bzw. der Westukraine dürfte dem Vf. eine breite Rezeption seines Buches im In- und Ausland sicher sein. Es wäre zu wünschen, dass auch andere Städte Ostmitteleuropas mit häufigen Herrschaftswechseln – zu denken wäre etwa an Kaschau (Košice, Kassa) oder Trieste (Triest, Trst) – künftig eine vergleichbare Aufmerksamkeit erhalten, um die empirische Basis für künftige komparatistische Betrachtungen zu verbreitern.

Oldenburg

Tobias Weger

Winson Chu: The German Minority in Interwar Poland. Cambridge Univ. Press. Cambridge u.a. 2012. XXII, 320 S., Ill., Kt. ISBN 978-1-107-00830-4. (€ 70,20.)

Nachdem vor zwanzig Jahren der amerikanische Historiker Richard Blanke eine erste große Untersuchung über die „Polendeutschen“ in Großpolen und Kujawien vorgelegt hat¹, folgt nun mit der preisgekrönten Untersuchung seines Landsmanns Winson Chu eine neue Studie, die sich der veränderten Literatur- und Forschungslage anpasst und ihren inhaltlichen Schwerpunkt auf das zentralpolnische Industrieviertel von Lodz und die westgalizische Peripherie richtet.

Der Vf., Assistenzprofessor an der University of Wisconsin-Milwaukee, geht in seiner Studie vor allem auf das komplizierte Innenleben der Minderheit ein, die sich aus historischen Gründen aus ganz unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen zusammensetzte: den

¹ RICHARD BLANKE: *Orphans of Versailles. The Germans in Western Poland, 1918-1939*, Lexington 1993.

Deutschen aus dem ehemaligen preußischen Teilungsgebiet, die sich – an Machtausübung und Verachtung aller anderen Nationalitäten gewöhnt – nur schwer auf die neue Situation in der Zweiten Polnischen Republik einstellen konnten und stets auf deren Ende spekulierten, den Deutschen aus der alten Habsburgermonarchie, die aufgrund ihrer prozentual geringen Zahl in der Regel wenig Probleme mit dem Zusammenleben mit anderen Nationalitäten hatten, dafür aber gewisse Defizite im Bildungsniveau aufwiesen, sowie den Deutschen aus dem Zarenreich, die einen relativ großen Handlungsspielraum genossen, ohne allzu enge Bindungen zum Reich zu pflegen.

Diese komplexe Konstellation nach dem endgültigen Feststehen der neuen Grenzen 1921 konnte – wie C. zeigen kann – nie völlig aufgelöst werden, obwohl vielfältige Bemühungen von innen wie von außen in diese Richtung unternommen wurden. Der Blick in die Tiefe zeigt vielmehr, dass die regionalen Unterschiede und persönlichen Animositäten der Anführer bis zum Zweiten Weltkrieg die entscheidenden Faktoren blieben. Dagegen spielten sich Veränderungen auf einer anderen Ebene ab. Es gereicht dem Buch zum Vorteil, dass es sich an neueren soziologischen Theorien wie den wichtigen Studien Rogers Brubakers orientiert und sich in sehr klarer Sprache von längst überholten Theoremen wie dem Begriff der „Volksgruppe“ verabschiedet. Es kann zudem zeigen, dass die polnische Nationalitätenpolitik zwar naturgemäß einen wichtigen Einfluss auf die Geschehnisse ausüben musste, jedoch die finanzielle Steuerung von außen – was spätestens seit der Studie Norbert Krekelers² belegt ist –, vor allem aber die innere Verfasstheit der Minderheit deutlich mehr dazu beitrugen, dass es nie zur Bildung einer deutschen „Einheitsfront“ kam, nicht einmal infolge der massiven Versuche der SS und der Volksdeutschen Mittelstelle als ihrer Handlangerin in den späten 1930er Jahren. Es war letztlich sogar das Selbstverständnis beinahe aller im Buch skizzierten Untergruppierungen und Persönlichkeiten als „Nationalsozialisten“, das nach 1933 eine Einigung verhinderte, wobei ideologische Unterschiede praktisch keine Rolle spielten, sondern die Frage von Macht und Einfluss eindeutig im Vordergrund stand. Auch der häufig als einer der wesentlichen Punkte genannte generationelle Bruch, der für das Entstehen der Jungdeutschen Partei verantwortlich gemacht wurde, stellte nur einen Faktor unter vielen dar, gab es diese Entwicklungen doch auch in den alteingesessenen national argumentierenden Konkurrenzparteien. Dagegen wurde die Herkunftsregion immer wieder zum entscheidenden Paradigma; die Eliten nutzten auf verschiedene Weise Regionsbildung für die Nationsbildung, wobei die Brüche zwischen Posenern, Lodzern, Bielitzern und Wolhyniern ständig sichtbar waren. Zwar wird deutlich, dass etwa völkisches Gedankengut an Bedeutung gewann und ethnisch-rassistische Vorstellungen zumindest häufiger zitiert wurden, dies bedeutete jedoch keinerlei Homogenisierung. Revisionismus und Irredentismus spielten im Westen, wo eine gewisse Subsidiarität und Subventionsmentalität viel stärker ausgeprägt waren, eine größere Rolle als im Osten, der traditionell eher zur Selbsthilfe bei der Behauptung sprachlicher wie nationaler Eigenheiten neigte. Die Interessen im Reich entwickelten sich sowohl vor als auch nach 1933 ebenfalls in unterschiedliche Richtungen.

C. untersucht die wichtigsten Gruppierungen, ihre Ziele und Methoden. Er kann dabei eindrucksvoll zeigen, dass es innerhalb der deutschen Minderheit eindeutig binnenkoloniale Verhaltensweisen gegeben hat. So erfanden die Westpolen ihre „Landsleute“ in anderen Regionen als negatives Anderes, das Betreuung und Hilfe brauche. Diese orientalistischen Vorstellungen analysiert der Vf. sehr schön anhand der bekannten Wolhynienfahrt von zwölf jungen Volkstumsaktivisten im Sommer 1926. Im Unterschied zur bisherigen Forschung stellt er die Zusammensetzung der Gruppe und die Spannungen untereinander

² NORBERT KREKELER: Revisionsanspruch und geheime Ostpolitik der Weimarer Republik. Die Subventionierung der deutschen Minderheit in Polen 1919-1933, Stuttgart 1973.

in den Vordergrund, die *pars pro toto* für das Zusammenleben der Zwischenkriegszeit stehen können. Die Wolhyniendeutschen fungierten überhaupt als beobachtete Objekte, gleichsam wie im Freilichtmuseum. Allerdings zeigte sich schon hier, dass sich Veränderungen anbahnten. Es waren vor allem die Bielitzer Deutschen wie Walter Kuhn, die vor dem Hintergrund völkischer Überlegungen, wie sie im Kontext der volksgeschichtlich geprägten Ostforschung immer weiter an Boden gewannen, auf den „ethnischen Mehrwert“ der deutschen bäuerlichen Bevölkerung hinwiesen. Im Zuge des NS-Rassekonzepts und der Kreierung des positiven Bildes vom wehrhaften Auslandsdeutschtum wurden derartige Vorstellungen später mehrheitsfähig. Mit markigen Bonmots aus den frühen 1920er Jahren wie dem des russisch sozialisierten Lodzers Ewald von Behrens, die angebliche Fruchtbarkeit hindere die deutschen Siedler am Kaufen von Büchern und Zeitungen (S. 154), wäre ein Jahrzehnt später kein Staat mehr zu machen gewesen.

Damit verbunden war eine sichtbare Bedeutungsverschiebung im politischen Bereich, die C. als „easternization“ bezeichnet. Die lange verlachten und als national unzuverlässig geltenden Lodzler wurden immer stärker zu Meinungsführern, ohne dass sie letztlich das Heft komplett in die Hand nehmen konnten. Der Versuch der Gleichschaltung aus der Peripherie, wie man die jungdeutschen Bestrebungen Rudolf Wiesners aus Bielitz bezeichnen könnte, war ebenso wenig erfolgreich wie Ludwig Wolffs Anstrengungen aus der großstädtischen Lodzer Perspektive heraus. Die nationalitätenpolitischen Unternehmer – im Sinne Brubakers – brachten durch ihre undurchsichtigen Ränkespiele ihre potenziellen Geldgeber und Patrone im Reich beinahe zur Verzweiflung. Was soll man auch von Akteuren halten, die sich zwar 1938 zu einem Versöhnungstreffen grundsätzlich bereit zeigten, sich aber aus Prestige Gründen nicht auf einen neutralen Verhandlungsort einigen konnten, so dass man schließlich über die strittigen Fragen brieflich korrespondierte, obwohl sich alle Beteiligten in Posen aufhielten (S. 231)?

Anders als im Sudetenland, wo sich Konrad Henleins Sudetendeutsche Partei letztlich als Sammelbecken erwies, gelang die Bildung eines „Bundes der Deutschen in Polen“ (die geplante Namensgebung knüpfte zweifellos an den *Związek Polaków w Niemczech* an) nie. Von Vorteil war lediglich, dass man die Schuld hierfür den polnischen staatlichen Stellen in die Schuhe schieben konnte, die einen solchen Zusammenschluss auch nie erlaubt hätten. Ansonsten könnte man zuspitzen, dass alle Gruppierungen die „Volksgemeinschaft“ wollten, aber immer unter eigener Vorherrschaft. Auf die Entwicklung unter den völlig veränderten Bedingungen deutscher Besatzungsherrschaft im Zweiten Weltkrieg geht der Vf. im Schlusskapitel kurz ein. Es gelingt ihm hier ebenfalls gut, das schwierige Verhältnis vom Volks-, Reichs- und Baltendeutschen zu veranschaulichen, ohne den späteren Selbststilisierungen aller Beteiligten auf den Leim zu gehen.

Die Stärken des Buches liegen somit in der Analyse der inneren Kräfteverhältnisse der Minderheit, der Einflussnahme der Stellen aus dem Reich sowie der Motivationslagen aller Akteure des nationalen Lagers. Es ist in klarer, verständlicher Sprache geschrieben und hütet sich vor Vereinfachungen, ohne dass der Vf. darauf verzichtet, sich klar zu positionieren. Am gelungensten ist zweifellos seine Beschreibung des konservativen Lodzer Milieus, weil er hier die Möglichkeit hatte, auf umfassende Archivstudien zurückzugreifen. Für Posen und Umgebung war dies aufgrund der Vorstudien vielleicht nicht so nötig, hier hätten unter Umständen aber einige Fallbeispiele das Verständnis der Vorgänge vertiefen können. Etwas blass bleiben die Figuren der Hauptverantwortlichen. Man hätte gerne mehr über Minderheitenführer wie Hans Kohnert, August Utta, Ludwig Wolff oder Erwin Hasbach erfahren, zu denen meist nur apologetische biografische Skizzen vorliegen. Das deutlichste Manko des Werkes ist jedoch sicherlich der fast vollständige Verzicht auf die Analyse des sozialistischen Lagers des Lodzer Industrieviers. Trotz der Neigung mancher seiner Vertreter zu nationalen Argumentationslinien – Otto Heike ist nur das bekann-

teste Beispiel – hätte seine genauere Untersuchung, vielleicht auch in Abgrenzung zur Arbeit Petra Blachetta-Madajczyk³, ein etwas anderes Profil der Darstellung ergeben. Ähnliches ließe sich über das östliche Oberschlesien sagen, dessen Prägekraft im gesamtpolnischen Nationalitätenkontext aber vielleicht nicht so hoch einzuschätzen ist. Dass der Vf. auf andere komplizierte Fragen wie der nach der Loyalität gegenüber dem polnischen Staat nicht näher eingeht, ist demgegenüber eher zu verschmerzen, wenngleich er an manchen Stellen den Lippenbekenntnissen der Akteure zu hohen Wahrheitsgehalt beimisst.

Diese Kritikpunkte sollen aber nicht verdecken, dass mit diesem Buch die bisher beste ideologiekritische Untersuchung über die deutsche Minderheit im Polen der Zwischenkriegszeit vorliegt. Die weiterhin bestehenden Lücken werden in Zukunft leichter zu füllen sein als bisher.

Berlin

Markus Krzoska

³ PETRA BLACHETTA-MADAJCZYK: *Klassenkampf oder Nation? Deutsche Sozialdemokratie in Polen 1918-1939*, Düsseldorf 1997.

Ivo Pejčoch: Fašismus v českých zemích. Fašistické a nacionálněsocialistické strany a hnutí v Čechách a na Moravě 1922-1945. [Faschismus in den böhmischen Ländern. Faschistische und nationalsozialistische Parteien und Bewegungen in Böhmen und Mähren 1922-1945]. Academia. Praha 2011. 507 S. ISBN 978-80-200-1919-6.

Der tschechische Historiker Ivo Pejčoch geht sein Thema, den tschechischen Faschismus, mithilfe der Erfassung aller tschechischen politischen Parteien, Gruppierungen und Bewegungen an, die sich zum Faschismus bekannten. Von dieser Absicht ist auch die Struktur seines Buches bestimmt. Es hat eher enzyklopädischen Charakter, denn die einzelnen Kapitel, im Grunde Schlagwörter, die im Buch chronologisch nach dem Datum ihres Entstehens gereiht sind, bilden das Profil der Parteien. Am meisten Platz widmet der Autor den zwei wichtigsten faschistischen Kräften – der Nationalen faschistischen Gemeinde (Národní obec fašistická, S. 41-125) und der Flagge (Vlajka, S. 126-187). Die ihnen zugeordneten Kapitel sind daher in Unterkapitel eingeteilt, von denen sich einige mit ausgewählten Aktionen der tschechischen Faschisten in der Zwischenkriegszeit beschäftigen. Besondere Aufmerksamkeit wird der bedeutendsten unter ihnen gewidmet, dem sogenannten „Schimitzer Putsch“ (Židenický puč, S. 74-106), der 1933 in Brünn stattfand. P. möchte diesen vermeintlichen Versuch eines Staatsstreichs „entmythisieren“ (S. 74) und stellt ihn als tragikomische Aktion von einigen Einzelpersonen dar. Ein eigenes Unterkapitel beschäftigt sich auch mit dem wichtigsten Vertreter des tschechischen Faschismus, Radola Gajda.

Im Vorwort nennt der Autor die Auswahlkriterien, welche Organisationen in seine Arbeit aufgenommen werden sollten und welche nicht, und vor allen Dingen, warum die Nationale Liga (Národní liga) von Jiří Stříbrný beiseite gelassen wurde. Das Buch wird von dem Kapitel „Die Entstehung des Faschismus und seine Entwicklung in Italien und Deutschland“ eingeleitet. Es handelt sich um eine verhältnismäßig einfache Zusammenfassung bekannter Erkenntnisse, weshalb sie in diesem Band ein wenig überflüssig wirkt. Im Eingangskapitel findet man darüber hinaus keinerlei Verweise auf die Fachliteratur, in der Bibliografie fehlen außerdem gänzlich fremdsprachige Werke zum Thema, einschließlich der theoretischen Literatur. Einige Feststellungen sind banal, z.B. dass „zu den Grundsteinen des Nationalsozialismus nationalistische Ideen gehört haben“ (S. 19), andere wiederum zu vage, allgemein oder verkürzt, auch wenn gerade sie nach einer Begründung oder genaueren Ausführung verlangen würden. Dazu gehört zweifellos die These, dass „die tschechischen Faschisten aus den Traditionen der Nationalen Erneuerung und der nationalistischen Wurzeln des 19. Jahrhunderts geschöpft haben“ (S. 13). P. führt auch grundlegende Wesenszüge von Programmen oder Ideen an, auf die sich der tschechische Faschismus bezog, wie insbesondere den Widerstand gegen den Kommunismus und gegen das

System der parlamentarischen Parteien sowie den allmählich stärker werdenden Antisemitismus und Chauvinismus. Er nennt auch die zwei größten Paradoxa nicht nur des tschechischen Faschismus: Einige Akteure brachten linke Ansichten in die Reihen der äußersten Rechten ein, und der Widerstand gegen das Deutschtum und die Deutschen (als eines der konstitutiven Hauptmerkmale des tschechischen Faschismus der 1920er und 1930er Jahre) konnte nicht verhindern, dass eine Reihe von Angehörigen der tschechischen extremen Rechten in den Jahren 1939-1945 mit der Okkupationsverwaltung zusammenarbeitete.

Es handelt sich also eher um einen Überblick. Der Leser findet die notwendigen Fakten, eine tiefere Analyse der Wurzeln des tschechischen Faschismus, seiner Stellung in der tschechischen (tschechoslowakischen) Politik, seines sozialen Hintergrunds und weiterer Zusammenhänge wird er vermutlich vermissen. Die Struktur des Buches führt dazu, dass es auf den Leser ein wenig monoton wirkt, wozu auch die nüchterne, deskriptive Sprache beiträgt. Die einzelnen Kapitel beinhalten eine Reihe von Details und Marginalien, und so lässt sich aus dem Buch nur mit Mühe ein umfassenderer Eindruck gewinnen, wie ihn Monografien oder Synthesen normalerweise anzubieten in der Lage sind. Deshalb ist auch das Fehlen einer abschließenden Zusammenfassung bedauerlich, die klären könnte, worin eigentlich das Spezifische des tschechischen Faschismus bestand. Ein gewisses Bild kann das Buch dennoch vermitteln, nämlich die geradezu bizarren Züge des tschechischen Faschismus. Dieser war in der tschechischen Gesellschaft in dem betreffenden Zeitraum eine Randerscheinung. Seine Träger waren mehrheitlich Einzelpersonen, deren Ambitionen nicht mit ihren Fähigkeiten übereinstimmten, wie insbesondere die Verläufe und Ergebnisse fast aller ihrer Aktionen beweisen. Aus der gegenseitigen Rivalität erklärt sich auch in wesentlichem Maße die deutliche Zersplitterung der tschechischen faschistischen Bewegung. Trotz der erwähnten Bedenken erfüllt das Buch die Intentionen, mit denen der Vf. angetreten ist. Es bietet den einerseits so notwendigen Überblick über die faschistischen Parteien, Bewegungen und Gruppierungen, über ihre Entstehung, ihre Hauptvertreter und Aktivitäten sowie andererseits eine Reihe von Informationen, die der Autor durch eine umfassende Auswertung des Materials in tschechischen Archiven zu Tage gefördert hat. Zweifellos liefert es einen Beitrag zur besseren Kenntnis der modernen tschechischen Geschichte. Durch die gewählte Form wird es darüber hinaus auch eine breitere öffentliche Leserschaft ansprechen.

Brno

Milan Řepa

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945. Band 7: Sowjetunion mit besetzten Gebieten I. Besetzte sowjetische Gebiete unter deutscher Militärverwaltung, Baltikum und Transnistrien. Bearb. von Bert Hoppe und Hiltrun Glass. Oldenbourg. München 2011. 891 S., Kt. ISBN 978-3-486-58911-5. (€ 59,80.)

Der im Folgenden vorzustellende Band ist Teil der Quellenedition *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland (VEJ)*. Innerhalb dieser Reihe handelt es sich um den ersten Teilband zu den Morden in der Sowjetunion und den annektierten Gebieten. Neben dem Baltikum und dem von rumänischen Truppen besetzten Transnistrien stehen die Gebiete unter deutscher Militärverwaltung im Mittelpunkt des von Bert Hoppe (Teil 1 und 2) und Hiltrun Glass (Teil 3 zusammen mit Hoppe) besorgten Bandes.

Den Dokumenten steht eine ca. 80 Seiten umfassende Einleitung der Bearbeiter voran, die ihren Zweck voll und ganz erfüllt: Auf dem neuesten Forschungsstand fußend werden in knapper, aber immer problembezogener Weise die Entwicklungen und Ereignisse vorgestellt. Abgewogen im Urteil, versehen mit knappen, jedoch stets weiterführenden Annotationen werden die Leser mit dem ideologischen Hintergrund des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion ebenso vertraut gemacht wie mit den Mordaktionen der Einsatzgruppen oder der Reaktion der einheimischen Bevölkerung. Hinzu kommen kurze Einführun-

gen in die jüdische Geschichte im Baltikum, in der Bukowina und in Transnistrien. In dem Text wird häufig auf im Dokumententeil publizierte Materialien verwiesen, so dass der Leser bereits einen ersten Einblick in die ausgewählten Quellen erhält und sich, wenn gewünscht, sofort thematischen Schwerpunkten widmen kann.

Die Dokumente selbst sind innerhalb dreier Themenbereiche chronologisch geordnet. Im ersten Teil geht es um die sowjetischen Gebiete unter deutscher Militärverwaltung. Im zweiten Teil werden Dokumente aus dem unter deutscher Zivilverwaltung stehenden Baltikum („Reichskommissariat Ostland“ ohne Weißrussland) präsentiert, während der dritte Teil der rumänischen Herrschaft in Transnistrien, Bessarabien und der Bukowina gewidmet ist.

Natürlich ist die Auswahl der Dokumente ein entscheidendes Kriterium für die Bewertung des Bandes. Von grundsätzlicher Bedeutung ist, dass die Bearbeiter eine breite Palette von Materialien vorstellen. Es geht also nicht nur um die Täterperspektive, sondern auch um Belege für die Erwartungen und Hoffnungen der jüdischen Opfer und der einheimischen Bevölkerung. Vereinzelt werden auch die Meinungen jüdischer Gruppierungen außerhalb des deutschen Machtbereichs vorgestellt – Dokument 6 stellt z.B. einen Abdruck aus der in New York erscheinenden deutschsprachigen jüdischen Wochenzeitung *Aufbau* dar, der sich mit der gefährlichen Situation der jüdischen Bevölkerung nach dem Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges beschäftigt (S. 127 f.). Beeindruckend sind auch die vielfältigen Schilderungen des Kriegsbeginns bzw. des deutschen Einmarsches, wie etwa die von Stanislaw Rózycki für Lemberg (Dokument 16, S. 149 ff., Dokument 19, S. 158, Dokument 55, S. 236 ff.). Daneben finden sich seit langem bekannte, aber in einer solchen Dokumentation zweifellos notwendige Quellen wie der Aktenvermerk über die berüchtigte Besprechung im Führerhauptquartier vom 16. Juli 1941 (Dokument 28, S. 183 ff.). Breiten Raum nimmt das Verhalten der einheimischen Bevölkerung bzw. der einheimischen Verwaltung ein, wobei viele schwer zugängliche Quellen präsentiert werden wie etwa das Stenogramm einer Sitzung des ukrainischen Ältestenrates, der sich mit der „Judenfrage“ beschäftigte (Dokument 30, S. 190 ff.), oder die Berechnung der „jüdischen“ Wohnfläche im 3. Charkower Bezirk (Dokument 134, S. 403 f.).

Schon nach der Lektüre weniger Texte wird klar, dass die Bearbeiter ein beeindruckendes Spektrum von Quellen und Dokumenten in diesem Band zusammengeführt haben. Dem Leser eröffnet sich nicht nur eine einzelne Perspektive auf das mörderische Geschehen, sondern eine Vielfalt von Blickwinkeln. Allein durch die Übersetzung vieler polnisch-, russisch- oder jiddischsprachiger Materialien erhält die Sammlung eine besondere Wertigkeit. Neben den behördlichen Akten, in der Regel also Tätermaterial, finden sich viele Erinnerungen und Berichte, die den Alltag der Opfer und den Ablauf der Morde an einem bestimmten Tatort schildern.

Die Mehrzahl der Quellen stammt aus den Jahren 1941 und 1942, während die spätere Zeit nur noch mit wenigen Materialien dokumentiert wird. Diese chronologische Schwerpunktsetzung bedarf keiner weiteren Erklärung: Die Ermordung der sowjetischen Juden vollzog sich, sieht man einmal von den wenigen Überlebenden in den Ghettos ab, vor allem in den ersten Monaten des „Unternehmens Barbarossa“. In der Dokumentensammlung zum Baltikum wird folgerichtig der Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung breiter Raum gewidmet, so dass der Leser eine Vorstellung davon gewinnt, was die Überlebenden der Massenmordaktionen in den Folgejahren bis zur Liquidierung der Ghettos 1943/44 zu erdulden hatten. Ein wieder anderes Bild entsteht beim Blick auf das rumänisch besetzte Gebiet, nicht zuletzt deswegen, weil viele Quellen vorgestellt werden, die aus der rumänischen Verwaltung und politischen Führung stammen. Einen weiteren Schwerpunkt bilden Quellen aus den unter militärischer Verwaltung stehenden Gebieten, die mehr als die Hälfte des Bandes ausmachen. Mit Abstand am wenigsten Dokumente beziehen sich auf den Bereich Transnistrien, Bessarabien und die Bukowina (Teil 3, S. 751-837).

Da es sich um ein größeres Projekt handelt, waren die Hrsg. an die editorischen Regeln des Gesamtwerkes gebunden, die allen Erfordernissen einer wissenschaftlichen Edition

entsprechen. Der wissenschaftliche Apparat und die Kommentierung sind daher wichtige Bestandteile und Ergänzungen der vorgestellten Materialien. Nur ganz wenige, äußerst kleine Mängel sind zu berichten, wie etwa beim Dokument 17, das deutsche Entwürfe für antisemitische Flugblätter vorstellt (die Bearbeiter haben einen biografischen Hinweis zu einem sowjetischen Preisinspektor namens Elpers vergessen – S. 155). Besonders hervorzuheben sei, dass die allermeisten Dokumente in voller Länge veröffentlicht werden; eine wichtige Grundsatzentscheidung der Verantwortlichen.

Insgesamt kann von einem Standardwerk gesprochen werden, das eine Vielzahl von vorbildlich edierten Dokumenten und Quellen bereitstellt und sowohl durch die Vielfalt als auch durch die Auswahl überzeugt. Für einen ersten vertieften Einblick anhand zeitgenössischer Materialien in die antisemitischen Massenverbrechen in der besetzten Sowjetunion gibt es derzeit keine bessere Empfehlung.

Lüneburg

Joachim Tauber

Agnieszka Łuczak: *Utraczone decorum*. Grabież dóbr kultury z majątków ziemiaństwa polskiego w Wielkopolsce w czasie okupacji niemieckiej w latach 1939-1945. [Verlorenes Dekor. Der Raub von Kulturgütern aus den Landgütern polnischer Landadeliger in Großpolen während der deutschen Besetzung Polens 1939-1945.] (Monografie Instytutu Pamięci Narodowej. Komisji Ścigania Zbrodni przeciwko Narodowi Polskiemu, Bd. 72.) Instytut Pamięci Narodowej. Komisji Ścigania Zbrodni przeciwko Narodowi Polskiemu. Warszawa – Poznań 2011. 412 S. ISBN 978-83-7629-246-5. (PLN 41,99.)

Die Dissertation von Agnieszka Łuczak, mit der sie 2009 an der Kardinal-Stefan-Wyszyński-Universität in Warschau promovierte, ist beim Institut für Nationales Gedenken in der Reihe „Monografien“ erschienen, die sich auf die neuere Geschichte Polens, insbesondere auf die Zeitspanne 1939-1989, bezieht. Trotz der relativ reichen Fachliteratur zur massenhaften Tötung der Polen während der deutschen Besetzung wurde zur Zeit der Volksrepublik die Frage nach dem Raub von Kulturgütern aus den Landgütern der polnischen Landadeligen aus politischen Gründen meist verschwiegen. Die Abhandlung von Ł. schließt diese Lücke in der polnischen Geschichtsschreibung über Großpolen. Als Arbeitsgebiet definiert sie die Posener Woiwodschaft in den Grenzen vom 31. August 1939. Die Dissertation bezieht sich prinzipiell auf die Zeit der deutschen Besetzung (1939-1945), aber zwecks einer gründlichen Darstellung beschreibt die Vf. den Zustand der Landgüter auch in der Zwischenkriegszeit, greift manchmal sogar bis ins 19. Jh. zurück und schließt ihre Analyse mit der Reform der Landwirtschaft nach der „Befreiung“ Polens durch die Rote Armee, die in Wirklichkeit nur den Wechsel der Besatzungsmacht bedeutete.

Als grundlegendes Quellenmaterial dienen der Vf. die Akten der wissenschaftlichen Einrichtungen und Ämter des „Dritten Reiches“, die während der Besetzung den Raub von Kulturgütern in Großpolen durchführten. Ł. stützt sich auch auf polnische Ermittlungsakten aus der Nachkriegszeit, Kulturberichte der polnischen Exil-Regierung (erstellt von Kunsthistorikern mit zahlreichen Informationen über Kunstsammlungen polnischer Gutsbesitzer), narrative Quellen polnischer Landadeliger, deutsche Verordnungen aus dem Zweiten Weltkrieg sowie Inventare und Kataloge der Landgüter aus der Vorkriegszeit. Einige dieser Quellen sind bereits veröffentlicht worden, allerdings sind die meisten von ihnen bis heute nur als Originalurkunden in Archiven, Bibliotheken, Museen und Privatsammlungen in Polen und Deutschland vorhanden. Ł. analysiert, was naheliegend ist, vor allem polnische Fachliteratur. Dort aber, wo es notwendig ist, greift sie auch auf deutsche Literatur zurück, vor allem bezüglich des Kunstraubs durch die Nationalsozialisten.

Die drei ersten Kapitel bilden eine Einleitung für die eigentliche Hauptfrage der Abhandlung. In ihnen stellt die Vf. den Landadel in der Zweiten Polnischen Republik dar, analysiert seine Kunstsammlungen, Bibliotheken und Archive. Sie schildert sein dramatisches Schicksal während der Besetzung und untersucht die Mechanismen des Güterraubs in den vom „Dritten Reich“ besetzten Gebieten. Danach geht sie zum Hauptteil ihrer Ar-

beit über, die Kapitel 4 („Der Raub von Kulturgütern polnischer Landadeliger in Großpolen 1939-1945“) und 5 („Kriegsschicksale der größten großpolnischen Palastsammlungen“). Eigentlich hätte das fünfte Kapitel größtenteils auch in das vorhergehende Kapitel integriert werden können. Ł. trennte es jedoch ab und verleiht so dessen Inhalt größeres Gewicht. Das vierte Kapitel beginnt mit einer markanten Passage aus einem Bericht des Polnischen Untergrundstaates: „Landgüter, die in Großpolen als Hort der lokalen Kultur gelten, bestehen nicht mehr, und die dort gesammelten Kulturgüter, Erinnerungsstücke sind geraubt und zerstört worden. Büchersammlungen, in denen sich viele bibliophile Kostbarkeiten befanden, wurden als Altpapier verkauft. Gemälde wurden zerschnitten und verbrannt, kostbare Möbel entwendet. Porzellan und Tischgedeck zerstört und gestohlen“ (S. 165). Die weitere Darstellung in diesem Teil der Abhandlung veranschaulicht das deprimierende Schicksal der großpolnischen Kulturgüter. Ł. rekonstruiert und interpretiert im Rahmen ihrer Analyse auch statistische Angaben. Sie erfasst und beschreibt die nationalsozialistischen Einrichtungen und Ämter sowie auch die einzelnen Würdenträger, die auf Grundlage des von ihnen selbst erlassenen Rechtes den Raub der Kulturgüter durchführten. Sie veranschaulicht anhand vielfältiger Beispiele den Wettstreit zwischen einzelnen Personen und Ämtern um größtmögliche Beute. Infolge dieses Streites verringerte sich das Ausmaß des Raubzuges. Einige Bestände überdauerten in den Landgütern die gesamte Besatzungszeit. Der Leser kann die Schicksale der einzelnen großpolnischen Bestände während des Zweiten Weltkriegs nachvollziehen, einige von ihnen werden mit großer Genauigkeit beschrieben, u.a. die Sammlungen von Michał Radywiłł, Zygmunt Skórzewski, Stefan Czarnecki, Władysław Czartoryski, Stanisław Turno und Roger Raczyński. Bisweilen präsentiert Ł. Schicksale anderer Sammlungen (aus den Staatsarchiven und -bibliotheken), die ihr eigentliches Thema nur am Rande berühren. Bei ihrer Suche nach den Ursachen für einen so großen und institutionalisierten Raub schildert die Vf. auch psychologische Einstellungen der verantwortlichen deutschen Beamten.

Einen bemerkenswerten Epilog bildet das sechste Kapitel. Es betrifft nicht mehr die Besatzungszeit, sondern die Nachkriegszeit, in der auf dem Gebiet des polnischen Staates eine Reform der Landwirtschaft durchgeführt wurde. Die Abhängigkeit Polens von der kommunistischen Regierung in Moskau führte dazu, dass sich in dieser Zeitspanne die massenhafte Ermordung der polnischen Landadeligen und teilweise auch der Raub der von ihnen gesammelten Kulturgüter fortsetzten. Obwohl es mit dem Thema nicht direkt verbunden ist, ergänzt dieses Kapitel die Studie ausgezeichnet. Andernfalls hätte sich die behandelte Frage mit Sicherheit nur unvollständig klären lassen. Das Buch enthält auch ein für den Leser wertvolles Verzeichnis der Landgüter Großpolens, deren Kriegsschicksale die Vf. anschaulich darlegt, sowie eine kurze Zusammenfassung in englischer Sprache und ein Literatur- und Personenverzeichnis. Das Buch wurde sorgfältig redigiert, als gebundene Ausgabe veröffentlicht und ist in grafischer Hinsicht einwandfrei. Es enthält einige Dutzend Abbildungen und, abgesehen von einigen Ausnahmen, keine wesentlichen Sprachfehler. Mit ihrer gründlichen Quellenuntersuchung, der Einbeziehung der Fachliteratur sowie der statistischen Auswertung schließt diese Veröffentlichung zweifellos eine Forschungslücke, die aus politischen Gründen viele Jahre lang bestanden hat.

Toruń

Andrzej Mycio

Regina Fritz: Nach Krieg und Judenmord. Ungarns Geschichtspolitik seit 1944. (Diktaturen und ihre Überwindung im 20. und 21. Jahrhundert, Bd. 7.) Wallstein. Göttingen 2012. 368 S. ISBN 978-3-8353-1058-2. (€ 34,90.)

Regina Fritz' dissertation studies the ways in which Hungarian politicians and lobbyists discussed what later became known as the Holocaust in Hungary, that is: the deportation and murder of about half a million people defined by the laws of the time as "Jews". Her work is based on the extensive use of archival and published materials and covers the period between the end of World War II and the year 2006. The author, however, dedicates

the major part of her book to the period between 1945 and 1948 which makes perfect sense. These years, before the establishment of a Stalinist dictatorship, saw the most open debate about the Hungarian involvement in the Holocaust. Most of the arguments and standpoints developed during this short period of (very limited) pluralism would later often be repeated in one or another form, and by representatives of different political or social groups. Within this discourse the main question concerns the responsibility of Hungarian society with regard to the murder of hundreds of thousands of men, women and children in 1944/45: The question whether the “Holocaust after the Holocaust” (Götz Aly, Christian Gerlach), which mostly took place during the short period between May and July 1944, was a Hungarian or a German crime has remained a matter of dispute until today.

On the one hand, the Horthy regime which was established in 1919 after a bloody anti-communist campaign during which also some hundred innocent Jews were killed (“White Terror” of 1919) together with Bolsheviks and others, had a long history of antisemitic legislation dating back to 1920, and had introduced anti-Jewish laws in 1938 and 1939 based on extreme racist ideas. The regime often employed antisemitic or “Christian national” ideas throughout the Horthy era, connecting it to the irredentist nationalism, the campaigns against the peace treaty of Trianon (1920) and its consequences. After the destruction of the radical left and the taming of Social Democracy, social protest was more and more represented by the growing number of Hungarian right wing movements which gained in 1939 about 800 000 out of 4 million votes. At that time, many members of the Hungarian armed forces and the gendarmerie openly sympathized with Nazi Germany. Some actively supported the deportations, and in a few cases even participated in massacres of Jews. The most notorious happened after the invasion of Yugoslavia in 1941, when Hungarian army units killed about 1000 Jews and several thousand Serbs in the town of Novi Sad. During the chaos at the end of the war, when Budapest was already besieged by the Red Army, Hungarian Fascists murdered several thousand Jews in that city. And finally, the close alliance with Germany, which was upheld until the very end of the war, and the weakness of resistance against it, weigh heavy on Hungarian society. Some Hungarians also wanted to make sure that their Jewish neighbors would never return because they had stolen their houses, jewels, furniture and other belongings after the ghettoization and deportation.

Those who defend Hungarian society from accusations of mass complicity argue that the Horthy regime was a semi-authoritarian state, and that it was more than ambivalent about the alliance with Germany. In fact, Regent Horthy attempted to pull out of the war in October 1944. After the failure of this attempt Horthy was put into custody and German troops invaded the country. As long as Horthy was fully in power, most of the almost 800 000 Jews in Hungary – many of them refugees from other countries – were the victims of discrimination, but did not need to fear for their lives, while millions of Jews were being killed in Poland and other areas under German occupation.

Soon after the war, the Communists and the very popular Smallholders’ Party would claim that the Horthy regime had not represented Hungarian society as a whole, and therefore only some landowners and high ranking bureaucrats together with a few Hungarian Fascists were to blame for the crimes against the Jewish population. The fact, that, exceptional for East Central Europe, even after the war an estimated 100 000 or more Jews survived in Budapest – some thousands would leave the country later, especially during the 1956 revolution – is also sometimes used as an argument in defense of Hungarian society. They claim that this was only possible because many Jews were rescued by Non-Jewish Hungarians.

F. shows how strongly the discourse on the Holocaust was connected to internal and external political questions, beginning with the peace treaty negotiations in Paris (1947) and extending to a law on rehabilitating Jewish victims passed, much later, in 2004, when Hungary was a member of the European Union and when, almost overnight, a Holocaust Museum was opened in Budapest. She describes how, after 1989, other victim groups,

mostly those non-Jewish Hungarians who suffered from the terror of the Communist party during the Stalinist period and after the crushing of the 1956 revolution, started to compete with the Jewish survivors and their representatives for public recognition making the politics of history more complicated, and referring to similar developments in other post-Communist countries. The author identifies roughly five periods of the debate: After the immediate post-war phase followed the Stalinist period up to the revolution of 1956, then an early and a late period of the Kádár regime, slowly passing into the transition period into democracy in the mid-1980s, and finally the post-communist period.

Like all contested political questions, the problem of memory of the Holocaust was also enmeshed with daily political problems. While there were attempts to punish the perpetrators after 1945, the Communists soon turned the "People's courts" into instruments against their political rivals without considering whether they were guilty of war crimes or not. Sometimes the Moscovite leadership of the party, although dominated by comrades of Jewish background, would even stir antisemitic sentiments. When they initiated a campaign against black marketeers in 1946, outbreaks of violence against Jewish survivors occurred in Miskolc and in other places. After the establishment of the dictatorship, the party banned the word "Jew" from official language and the victims of Nazism were represented as anti-Fascists, while at the same time restrictions were imposed on Jewish religious groups. Commemorations of the Holocaust were now regarded as "private events" even when thousands of survivors attended. Party leader Kádár, who denounced the revolutionaries of 1956 as "Fascists," extended the "antifascist" narrative, representing the Communists as the only ones who had resisted Fascism, in an attempt to raise their moral reputation. In the 1960s and 1970s the regime slowly lowered barriers against public discussion of topics like the Holocaust and Antisemitism. New films and books began to deal with the past and present of these controversial issues. The author is right to stress that open discussions in fact started much earlier than 1989.

The book suffers to some extent from the fact that F. understands the politics of history in a very narrow fashion, and is not prepared to question critically the existing literature. The approach of *Geschichtspolitik* almost inevitably leads her to negative conclusions: Whatever Hungarian politicians did regarding the memory of the Holocaust was never enough or adequate. This may be true, but what may be regarded as an adequate political approach to the memory of the Holocaust? Is it the West German example? But is the Hungarian case really comparable, especially if we take the extreme brutality of Soviet "liberation" and occupation into consideration? Whichever way we take it, *Nach Krieg und Judenmord* offers an extremely useful overview over the debates about the Holocaust in Hungary, and adds new archival materials to the ongoing research of a very complex topic.

Washington, DC

Árpád v. Klimó

Státní polityka vůči polské menšině na Těšínsku v letech 1945-1949. Výběrová edice dokumentu. [Die staatliche Politik gegenüber der polnischen Minderheit im Teschener Schlesien in den Jahren 1945-1949. Dokumentenauswahl.] Hrsg. von Jiří Friedl. (Bibliotheca Tessinensis, Bd. 5; Series Bohemica, Bd. 3.) Kongres Poláků v České Republice – Dokumentační Centrum, Książnica Cieszyńska. Praha – Český Těšín 2011. 623 S. ISBN 978-80-7286-194-1.

Das Teschener Schlesien wurde kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zu einem Zankapfel in den polnisch-tschechoslowakischen Beziehungen. Dass dieses Gebiet vorwiegend von polnischer Bevölkerung bewohnt wurde, nahm der wiedererstandene polnische Staat als Hauptgrund für seine Besitzansprüche. Für die Tschechoslowakei, die vor allem historische Argumente zugunsten dieses Teils Schlesiens anführte, war Těšínsko von besonderer strategischer und wirtschaftlicher Bedeutung. Der Angriff der tschechoslowakischen Armee von 1919, als dessen Folge die Region entlang des Flusses Olsa aufgeteilt wurde, fand ihren diplomatischen Abschluss 1920 auf der Konferenz in Spa. Dort akzep-

tierten die westlichen Großmächte den nun herrschenden Zustand, und auf der Basis der Demarkationslinie zwischen den Truppen beider Seiten markierte nun die Olsa die Staatsgrenze. Nach der Münchner Konferenz von 1938 forderte Polen den südlichen Teil des Teschener Schlesiens, „Olsagebiet“ genannt. Ein Jahr lang, bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, war das Olsagebiet Teil des polnischen Staates.

Diese Ereignisse sind in der polnischen und tschechischen Historiografie bereits gut beschrieben worden. Weniger bekannt sind dagegen die Ereignisse aus den ersten Monaten und Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, als der Streit um das Teschener Schlesien wieder auflebte. Einer der wenigen Erforscher dieser Frage ist Jiří Friedl, ein tschechischer Historiker der jüngeren Generation. Vor einigen Jahren hat er eine wertvolle Studie zu den polnisch-tschechoslowakischen Beziehungen in den Jahren 1945-1949 veröffentlicht.¹ Daneben hat er polnisches diplomatisches Schriftgut zum Olsagebiet in diesem Zeitraum ediert.² Die hier vorzustellende Edition einer Auswahl tschechoslowakischer Dokumente zur staatlichen Politik gegenüber der polnischen Minderheit im Teschener Schlesien ist eine wichtige Ergänzung seiner bisherigen Arbeiten. Sie präsentiert das Quellenmaterial, das gewissermaßen ein Spiegelbild der zuvor veröffentlichten Auswahl polnischer Urkunden zum Olsagebiet ist.

Der Band enthält 175 Dokumente unterschiedlicher Provenienz. Verhältnismäßig zahlreich vertreten sind selbstverständlich Protokolle aus den Regierungsberatungen. Hier finden sich aber auch Verordnungen und Berichte einzelner Ministerien, behördliche Korrespondenz, Aufzeichnungen kommunaler Behörden sowie militärischer Institutionen, Erklärungen einzelner Abgeordneter, Memoranden sozialer Organisationen. Die getroffene Auswahl beruht auf einer breitangelegten Quellensuche. Es werden zahlreiche Bestände aus Archiven in Prag (vor allem aus dem Národní archiv) und aus den lokalen Archiven in Troppau, Karwin und Brünn präsentiert. Das erste Dokument stammt vom 28. Mai 1945, das letzte vom 9. März 1949.

Die Lektüre der amtlichen Unterlagen ist ein Beweis für das große Interesse der tschechoslowakischen Behörden an den Angelegenheiten der polnischen Minderheit. In ihrem Lichte wird sichtbar, welche Pläne hinsichtlich des Olsagebiets einerseits die tschechoslowakischen und andererseits die polnischen Behörden hatten. Die Wiederherstellung der Grenzen aus der Zeit vor der Münchner Konferenz war ein Dogma der Tschechoslowakei (abgesehen von der Sezession der Karpatenukraine zugunsten der Sowjetunion). Man lehnte alle Diskussionsvorschläge über den Grenzverlauf entlang der Olsa ab. Ansprüche erhob man hingegen auf andere Regionen des tschechisch-deutschen Grenzgebiets: Glatz, Leobschütz und Ratibor. Dies war wiederum für die polnische Seite inakzeptabel. Für Polen war nur die Frage nach der Olsa-Grenze relevant, und Bezugspunkt war dabei der Stand vom 1. September 1939.

Die tschechoslowakischen Behörden nahmen Forderungen aus der Gesellschaft nach Revanche für das Jahr 1938 ernst. In der Dokumentation findet sich immer wieder die Bezeichnung „polnische Okkupanten“. Als solche wurden die polnischen Ankömmlinge im Olsagebiet von 1939 betrachtet. Es gab bestimmte (letztendlich nicht realisierte) Pläne, diese Menschen aus dem Olsagebiet auszusiedeln, sie also wie die deutsche Bevölkerung

¹ Jiří Friedl, Zdeněk Jirásek: Rozpačité spojení. Československo-polské vztahy v letech 1945-1949 [Schwieriges Bündnis. Die tschechoslowakisch-polnischen Beziehungen 1945-1949], Praha 2008.

² Jiří Friedl (Hrsg.): Zaolzie w świetle szyfrogramów polskiej placówki dyplomatycznej w Pradze oraz Ministerstwa Spraw Zagranicznych w Warszawie (1945-1949) [Das Olsagebiet im Lichte verschlüsselter Mitteilungen der polnischen diplomatischen Vertretungen in Prag sowie des Außenministeriums in Warschau (1945-1949)], Czeski Cieszyn 2007.

zu behandeln – man verwendete dazu übrigens denselben Begriff „Abschiebung“ (odsun) (S. 101, 133, 165). Der nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs unternommene Versuch, polnische soziale Organisationen zu reaktivieren wurde misstrauisch bəugt. Politischen Parteien und dem Lehrerseminar wurde die Tātigkeit untersagt. Nur widerstrebend ließ man die Eröffnung der polnischen Schulen zu; es mussten zuerst formale Anforderungen erfüllt werden. Die Parteien der Nationalen Front (Národní fronta) verbreiteten im Olsagebiet Plakate mit der Information, dass „polnische Bürger der Republik sich dessen bewusst werden müssen, dass sie vom Staat so viel Loyalität erwarten können, wie sie selbst zeigen“ (S. 55). Das Misstrauen gegenüber den Polen wurde durch zahlreiche von Warschau unterstützte Zwischenfälle und Propagandamaßnahmen verstärkt. Ein Beispiel dafür ist eine Serie antitschechoslowakischer Sendungen des Radiosenders in Kattowitz.

Am zahlreichsten vertreten sind Dokumente von 1946 und besonders von 1947, also aus der Periode, als die beiden Regierungen einen Vertrag über Freundschaft und gegenseitigen Beistand aushandelten. Der schließlich am 10. März 1947 unterschriebene Vertrag regelte die bilateralen Verhältnisse, aber weder das Grenzproblem noch die Frage nach den Rechten der polnischen Minderheit im Olsagebiet wurden gelöst. Frappant ist ein Abschnitt des Protokolls einer Regierungsberatung vom Oktober 1946, wo der Minister für Außenhandel Hubert Ripka die Meinung vertrat, dass „es in der internationalen Politik wirklich außergewöhnlich ist, dass zwei Staaten ein Bündnis schließen und gleichzeitig wegen der Grenzen streiten“ (S. 255). Ein Zusatzprotokoll bestimmte, dass alle Streitfälle innerhalb von zwei Jahren erledigt werden sollten. Die Grenze wurde jedoch erst 1958 festgelegt, und das Minderheitenproblem blieb unberührt. Die zweijährige Geltungsfrist des Protokolls nimmt F. jedoch zum Anlass, die Edition auf die Periode bis 1949 zu beschränken.

Am ehesten wohlwollend eingestellt gegenüber der polnischen Minderheit waren von den tschechoslowakischen politischen Kräften interessanterweise die Kommunisten. Man darf nicht vergessen, dass gerade sie, gefördert durch die Sowjetunion, eine entscheidende Rolle sowohl in Polen als auch in der Tschechoslowakei zu spielen begannen. Sie hatten noch nicht die volle Macht übernommen und suchten nach einem Weg, sich gesellschaftlich zu legitimieren. Erwartungen hinsichtlich der Grenzregelungen zu erfüllen erschien den tschechoslowakischen wie auch den polnischen Kommunisten als geeignete Methode, überzeugte Anhänger zu gewinnen. Damit lässt sich heute u.a. der lange Zeit unnachgiebige Standpunkt Warschaws in Bezug auf das Olsagebiet erklären. Die tschechoslowakischen Kommunisten wollten zudem wahrscheinlich im Rahmen des Machtkampfes zwischen den Parteien die Sympathien der Polen gewinnen. F. stellt die Hypothese auf, dass der Impuls, den polnisch-tschechoslowakischen Streit nicht fortzusetzen, von Moskau ausging (S. 24). Die Lage der Polen im Olsagebiet wurde jedenfalls seit 1946 immer besser, hat jedoch bis 1989 nie ein sie befriedigendes Niveau erreicht.

Im Gesamtergebnis ist der sorgfältig edierte Band – mit ausführlichem wissenschaftlichem Apparat, einer interessanten Einführung des Autors, einem Verzeichnis der Fachliteratur sowie sehr hilfreichen Namen- und Ortsregistern – ein gelungener Versuch, Hauptmerkmale der Politik der tschechoslowakischen Behörden gegenüber der polnischen Minderheit darzustellen. Er liefert auch vergleichendes Material zu Forschungen über andere Minderheiten und allgemein über die innere Lage der Tschechoslowakei in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg.

Wrocław

Paweł Jaworski

Mateusz J. Hartwich: Das schlesische Riesengebirge. Die Polonisierung einer Landschaft nach 1945. Mit einem Geleitwort von Karl Schlögel. (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte, Bd. 23.) Böhlau, Wien u.a. 2012. XII, 284 S., Ill. ISBN 978-3-412-20753-3. (€ 39,90.)

Although barely higher than the foothills of the Alps, the terrain of the so-called “Giant Mountains” (Riesengebirge in German, Karkonosze in Polish) has long been a haven for tourists. Before World War II, when most of this eastern German borderland’s population considered itself German (also on the Czechoslovak side), tourists from Germany, Czechoslovakia, Poland, Russia, and even further afield flocked to enjoy the spas, hiking trails, and general relief the region offered from the growing industrial metropolises such as Berlin, St. Petersburg, and Breslau. In his extensively researched monograph (based on his dissertation under Karl Schlögel at the European Viadrina University in Frankfurt/Oder), Mateusz Hartwich explores the role of tourism in the Riesengebirge region after virtually its entire population was expelled in the aftermath of World War II. As an ethnically cleansed borderland (now in Poland straddling the Czech border), the Riesengebirge region represents an ideal venue in which to examine the long-term cultural, political, and economic effects of forced migration on both expelled and newly resident populations, as well as on the landscapes themselves.

In recent years, H. has published enticing peer-reviewed articles and review essays that have made him an authority on the Riesengebirge and the history of tourism in general. This monograph is therefore both timely and long awaited. It brings together an impressive array of archival and published primary sources (including maps, postcards, brochures, and travel guides) that allows him to offer a compelling thesis: in the aftermath of forced migration, tourism became a medium through which Polish leaders and settlers interpreted and adopted a foreign landscape. Indeed, the more Polish residents got involved in the tourism process, the more H. finds that they began to feel at home.

While H.’s book applies theoretical approaches to space and memory (Pierre Nora’s *lieu de mémoire*, among others), it is particularly noteworthy to observe where he fits into the current historiography on forced migration and its aftermath in the German-Polish borderlands. Valuable urban studies have recently demonstrated how the *Aneignungsprozess*, or process of taking possession, operated in formerly German, now Polish cities. Gregor Thum³, Jan Musekamp⁴, and Jacek Friedrich⁵ have uncovered how the Polish government and Polish settlers took possession of their new cities in uncertain political times – polonising names and streets, reinventing the city’s history to overlook much of its German past, and in general seeking to reject, accept, or recode the cultural heritage and architectural remains of war-ravaged, formerly German spaces so they could feel at home. Adding to this conversation, H. posits that tourism helped Polish settlers take possession of their new homes in a rural location dominated by imposing natural beauty.

He begins by outlining parallel nationalist movements in the German and Polish tourism industries before 1945. Two core chapters follow. The first, covering the era from 1945-1949, reveals that (unlike destroyed cities such as Breslau) the Riesengebirge region could appear truly attractive to incoming settlers. Hirschberg (Jelenia Góra) was an intact town in which flowerbeds were still in bloom. As one settler wrote, the city “appeared to us like a paradise after the years of occupation” (p. 49). However, the chaotic arrival and

³ GREGOR THUM: *Die fremde Stadt. Breslau 1945*, Berlin 2003; English version: *Uprooted. How Breslau Became Wrocław During the Century of Expulsions*, Princeton 2011.

⁴ JAN MUSEKAMP: *Zwischen Stettin und Szczecin. Metamorphosen einer Stadt von 1945 bis 2005*, Wiesbaden 2010.

⁵ JACEK FRIEDRICH: *Neue Stadt im alten Gewand. Der Wiederaufbau Danzigs 1945-1960*, Köln u.a. 2010.

departure of adventurers, returning Germans who were later deported, and destitute Polish settlers quickly left the region plundered, damaged, and starting to decay. Polish tourist organisations, such as the state Orbis company, sought to take control of former German tourist structures, only to find them pillaged or burned by 1947. This era also witnessed the early, often farfetched attempts by Polish writers such as Józef Sykulski to polonise the region's history and traditions, to the point that even the German mountain spirit Rübzahl was said to somehow have Slavic roots. Official attempts to "recode" the region's names into Polish and eliminate German inscriptions found popular appeal, though settlers grew apathetic about the naming process when it became clear that the often spontaneous names they had devised were generally rejected by the state; the regime's lack of time to formulate official names even meant that some sites remained nameless as late as 1949 (pp. 82, 90).

The second core chapter seeks to assess how tourism influenced the "everyday life" of the settler population 1954-1970. For H., a "gradual process of cultural, economic, and social adoption" caused settlers to feel that the surrounding "landscapes of the Riesengebirge [had] become less and less 'foreign'" (p. 187). Reforms in the tourist industry exposed locals to the German past of the region, and Rübzahl and Gerhart Hauptmann were integrated as components of local history, facilitating a greater sense of rootedness. Most of the time, H. does not move beyond political leaders, journalists, and famous tourists to get at grassroots interchange; public figures still dominate most of the chapter and the study overall. Nevertheless, this choice of focus does not detract from the overall value of the research.

In the first place, the author's emphasis on public figures and institutions offers a helpful overview of the activities of Polish tourist organisations throughout the era of the "Thaw" in global bipolar relations. Little investment entered the region initially, and the few preexisting hiking paths that were maintained retained a shallow relationship to history (the paths leading to so-called medieval Polish "Piast castles" and the marching route of the 2nd Polish army in 1945). Impetus for change came when visitors witnessed the devastation of the local infrastructure. Due to a lack of proper accommodations, many DDR visitors went home dissatisfied, while Czechs often brought tents. Increased investment attempted to lure more tourist trade, yet private initiatives and even general reform were usually blocked, especially after West German tourism was severely restricted in 1960. As H. observes, the communist state thus failed to make foreign tourism an economically relevant source of revenue, due to "logistical difficulties, black market trade, and the incapacity to establish a tourist infrastructure up to even half of international standards" (p. 121).

Additionally, H. usefully traces the chronology of tourist traffic. Particularly fascinating was the circumstance by the early 1960s that, due to restrictions on West German travel to Poland and the DDR, East Germans and West Germans who had once been neighbours in Silesia found it easiest to meet at the Polish-Czechoslovak border along the ridge of the Riesengebirge (p. 173). An all-too-brief *Ausblick* at the end of the work takes note that the influx of tourists to the region in the 1970s accelerated previous trends of interchange and the settlers' sense of taking possession of their new homeland.

The last major chapter shifts radically from the Polish perspective to the West German expellees themselves, notably the memory culture that thrived in their communities over the early decades of their exile. Here, Hartwich enters an entirely different historiographic milieu, in which the cultural and political implications of expellee memories, commemorative practices, and travel experiences have been treated by Andrew Demshuk, Jutta Faehndrich, Ulrike Frede, Christian Lotz, and Dietmar Saueremann, among others. Drawing on this scholarship, H. reiterates the view that expellees increasingly differentiated between the "shocking" imagery of the "geographic space under foreign administration" (p. 197) (which they witnessed in travel experiences) and the memories of *Heimat* they still relished in old picture books and postcards.

Although at times the book's sections could have benefitted from a stronger overarching analytical unity, any reservations are minor when compared to the impressive body of research H. has synthesised and assessed from so many archives, periodicals, and rare books. At the opening of his study, H. expresses the hope that his transnational study will "enrich the methods and ways in which Polish history is written" and spark new German interest, not just in a largely forgotten former German territory, but also in the region's important role as a transnational meeting place at the heart of Europe (pp. 14-15). This book comes highly recommended to specialists studying the aftermath of population upheaval in European and even global borderlands; and it is hoped that it will gain significant attention from the broader public as well.

Birmingham/AL

Andrew Demshuk

Helga Hirsch: Gehen oder Bleiben? Deutsche und polnische Juden in Schlesien und Pommern 1945-1957. Wallstein-Verl. Göttingen 2011. 237 S., 30 Ill. ISBN 978-3-8353-0930-2. (€ 19,90.)

Weniger als zehn Prozent der polnischen Juden überlebten die Shoah. Wären sie in Polen geblieben, würde sich dort immer noch eine der größten jüdischen Gemeinden Europas befinden. Doch fast alle überlebenden Juden verließen Polen im Zuge mehrerer Emigrationswellen, deren letzte von der antisemitischen Kampagne der kommunistischen Regierung im Jahre 1968 ausgelöst wurde. Heute verstehen sich nur noch einige Tausend polnischer Bürger als Juden, ungeachtet der Tatsache, dass jüdische Kultur und Geschichte seit einigen Jahren auf wachsendes Interesse gerade der jüngeren Generation in Polen stoßen und Veranstaltungen wie das Festival jüdischer Kultur in Krakau zu international beachteten Events geworden sind.

Helga Hirsch's gut recherchierte Studie macht deutlich, dass dieser Exodus der polnischen Überlebenden der Shoah nicht zwangsläufig war. Auf der Grundlage der existierenden polnischen und deutschen Literatur sowie von Archivdokumenten und Interviews, die sie zum Teil selbst in Polen, Deutschland und Israel geführt hat, ruft sie in Erinnerung, dass es in den ersten Nachkriegsjahren in Schlesien und Pommern durch den konzentrierten Zuzug polnischer Juden zu einer faszinierenden Revitalisierung jüdischen Lebens kam. In Orten wie dem niederschlesischen Reichenbach (Dzierżoniów) entstanden über Nacht jene Shtetl-Strukturen wieder, wie sie vor der Shoah im östlichen Polen und darüber hinaus in Osteuropa existiert hatten. Gleichzeitig formierten sich durch den Zuzug polnischer Juden in Breslau und Stettin große jüdische Gemeinden, zu denen anfangs auch einige der zurückkehrenden deutschen Juden gehörten. Wo immer sich die Überlebenden der Shoah in größerer Zahl zusammenfanden, öffneten jüdische Geschäfte und Werkstätten, konstituierten sich jüdische Vereine und Organisationen und wurden Bildungs- und Kultureinrichtungen sowie Zeitungen ins Leben gerufen, um den spezifischen Bedürfnissen dieser Bevölkerungsgruppe zu dienen.

Natürlich ließ sich all das auch in Lodz, Warschau oder Krakau beobachten, den urbanen Zentren polnisch-jüdischer Kultur vor dem Krieg. Aus gutem Grund widmet sich H.s Studie jedoch ausschließlich der Entwicklung in Pommern und vor allem Schlesien, ließen sich die polnischen Juden nach dem Krieg doch bevorzugt in den Städten der neuen polnischen Westgebiete, also den ehemals deutschen Gebiete nieder. Sie glaubten daran, dass jüdisches Leben in Polen, wenn überhaupt, dann nur in den Westgebieten eine Chance habe. Sahen sich polnische Juden bei der Rückkehr in ihre Heimatorte in Zentralpolen lebensbedrohlichen Anfeindungen ausgesetzt, bei denen es oft um jüdische Immobilien ging, die inzwischen von nicht-jüdischen Polen übernommen worden waren, versprachen die Westgebiete in dieser Hinsicht weit weniger Konflikte. Grundsätzlich war der gesamte dort von den Deutschen hinterlassene Besitz zum Eigentum des polnischen Staates geworden, und dieser suchte nach 1945 händeringend nach polnischen Siedlern für die ehemals deutschen Gebiete. Wohnungen und Häuser standen leer oder mussten früher oder später

von den noch verbliebenen Deutschen geräumt werden. Mancherorts existierten sogar noch Synagogen, die von den Neuankömmlingen übernommen und wieder zum Leben erweckt werden konnten.

Die polnische Regierung stand dem Zuzug von Juden in die Westgebiete zunächst aufgeschlossen gegenüber. Sie machte dem Zentralkomitee der Juden in Polen sogar Hoffnungen, dass den Juden in Schlesien kulturelle Autonomie und ein staatlich geförderter jüdischer Siedlungsschwerpunkt eingeräumt werden könnte. Dennoch stand diese erstaunliche Wiedergeburt jüdischen Lebens in Schlesien und Pommern auf brüchigem Fundament, wie H. zeigen kann. Während zurückkehrende deutsche Juden von der polnischen Regierung wie Deutsche behandelt und daher in der Regel über die Oder-Grenze nach Westen abgeschoben wurden, sah ein großer Teil der polnischen Juden für sich keine langfristige Zukunft in Polen. Zu bedrückend war die dort allgegenwärtige Erinnerung an die Shoah, zu groß aber auch das Entsetzen über den Antisemitismus im Polen der Nachkriegszeit. Für viele waren die Westgebiete daher lediglich Durchgangsstation auf dem Weg in die Emigration.

Gleichzeitig spaltete die Einstellung zur Emigration die jüdischen Gemeinden. Zionisten, die sich auf ein Leben in Palästina vorbereiteten und unter der jüdischen Bevölkerung um Anhänger und Ausreisewillige warben, sahen sich der Ablehnung oder gar Feindschaft jüdischer Kommunisten gegenüber, die auf Integration der Juden in eine ethnisch nicht differenzierte, sozialistische Gesellschaft setzten. Während die Ersteren Schulen wollten, in denen Hebräisch gelehrt wurde, lehnten Letztere solche Schulen kategorisch ab und setzten stattdessen auf die Verbesserung der Polnischkenntnisse. Eine dritte Position wurde von jenen eingenommen, die zwar an ein jüdisches Leben in Polen glaubten, dies aber eher in Abgrenzung von der polnischen Mehrheitsbevölkerung. Sie waren daher vor allem an der Pflege jiddischer Sprache und Kultur interessiert. Dass einige der deutschen Juden wiederum nichts mit ihren polnischen, „ostjüdischen“ Glaubensbrüdern zu tun haben wollten, stärkte den Zusammenhalt der jüdischen Gemeinden nach dem Krieg nicht.

H. führt vor Augen, dass es letztlich aber die sich ändernde Haltung der polnischen Regierung war, die dem jüdischen Leben in Polen die langfristige Perspektive nahm. Das anfängliche Verständnis für die besonderen Bedürfnisse der polnischen Juden mag auch dem Umstand geschuldet gewesen sein, dass führende Funktionäre der politisch dominierenden Polnischen Arbeiterpartei PPR und hochrangige Regierungsmitglieder wie Hilary Minc oder Jakub Berman selbst jüdischer Herkunft waren. Die Regierung unterstützte aber auch die Zionisten und wollte sich einer Emigration nach Palästina nicht in den Weg stellen, und sei es auch nur, um auf diese Weise eine als Problem empfundene ethnische Minderheit zu reduzieren.

Der politische Wind aus Moskau drehte sich jedoch mit dem Ausbruch des Kalten Krieges und der Stalinisierung Polens Ende der 1940er Jahre. Israel wurde nun als Verbündeter der kapitalistischen Welt gebrandmarkt und durfte vom sozialistischen Lager nicht weiter unterstützt werden. Gleichzeitig setzte die polnische Regierung seit 1949 ganz auf das Konzept eines ethnisch homogenen Polen, in dem für eine jüdische Minderheit mit eigener Kultur kein Platz mehr war. Jüdische Einrichtungen und Organisationen wurden flächendeckend geschlossen und Polens Juden vor die Wahl gestellt, sich entweder vollständig zu assimilieren, Namensänderung inklusive, oder das Land zu verlassen. Eine Emigration nach Palästina allerdings versuchte die Warschauer Regierung phasenweise immer wieder zu blockieren.

In einem der spannendsten Kapitel des Buches beschreibt H. die „Bricha“, die „Flucht“ der Juden aus Polen auf den von zionistischen Aktivisten immer wieder aufs Neue ausgekundschafteten und organisierten Fluchtrouten. Für die meisten ging es nach Bestechung von Rotarmisten auf sowjetischen Lastwagen nach Berlin, andere bestiegen in abgelegenen Häfen am Stettiner Haff bereitstehende Schiffe. Manche gaben sich auch als deutsche Juden oder sogar nicht-jüdische Deutsche aus, um so per Aussiedlertransport nach Deutschland zu gelangen, das mit seinen großen DP-Camps der Dreh- und Angelpunkt für den

Exodus der jüdischen Überlebenden aus Osteuropa war. Insgesamt verließen auf diese Weise bis 1947 rund 120 000 polnische Juden illegal das Land. Bis zum Ende der 1950er Jahre sank die Zahl der Juden in Polen im Zuge der legalen Ausreise auf weniger als 30 000 Menschen, die meisten von ihnen völlig assimiliert in die polnische Mehrheitsbevölkerung.

H. hat mit *Gehen oder Bleiben?* eine knappe, aber gut dokumentierte Studie vorgelegt, die auf der Basis des aktuellen Forschungsstands in deutscher und polnischer Sprache sowie anhand eigener Interviews die Komplexität jüdischen Lebens in den polnischen Westgebieten während des ersten Nachkriegsjahrzehnts vor Augen führt. Insofern leistet das Buch einen wichtigen Beitrag zu einem besseren Verständnis der unmittelbaren Nachkriegszeit, die bis zum Ausbruch des Kalten Krieges von einer erstaunlichen Offenheit für diverse Entwicklungsmöglichkeiten geprägt war.

Pittsburgh

Gregor Thum

Jerzy Kolacki: Bolesne punkty historii. Wypędzenia i wypędzeni w polskim piśmiennictwie naukowym w latach 1945-2005. [Schmerzliche Punkte der Geschichte. Vertreibung und Vertriebene im wissenschaftlichen Schrifttum in Polen 1945-2005.] Inst. Historii UAM. Poznań 2012. 390 S. ISBN 978-83-89407-99-3.

Das Buch des an der Adam Mickiewicz-Universität in Posen insbesondere zur Problematik der deutschen Heimatvertriebenen und deren Behandlung in der polnischen Nachkriegsgeschichtsschreibung forschenden Historikers Jerzy Kołacki verrät schon in seinem Titel, dass es sich hier um keine affirmative Stellungnahme der polnischen Historiografie zum Themenkomplex „Vertreibung“ handelt. Seine Arbeit über die Vertriebenen-thematik als Untersuchungsgegenstand polnischer Wissenschaftler seit 1945, mit der K. 2012 in Posen habilitiert wurde, ist umso wichtiger, als seine kritische Stimme aus der historischen Zunft Polens selbst kommt. Es liegt also eine Studie über die Errungenschaften und Defizite polnischer Wissenschaftler vor, deren Bedeutung schon alleine in der Anzahl der herangezogenen Quellen (seine Bibliografie umfasst 100 Seiten) deutlich zum Ausdruck kommt.

Das zu analysierende wissenschaftliche Schrifttum wird von K. sehr weit verstanden und umfasst nicht nur Monografien oder Sammelbände, sondern auch solche Formate, die noch über keine etablierte Herangehensweise verfügen, wie z.B. digitale Veröffentlichungen. Er selbst definiert es als „sämtliche Formen der Bearbeitungen, die mit dem Thema [der Vertreibung – K.W.] zusammenhängen, einen wissenschaftlichen Charakter besitzen und in dem gesetzten chronologischen Rahmen entstanden sind“ (S. 18 f.). Hiervon ausgehend analysiert der Vf. mit bemerkenswerter Akribie (populär)wissenschaftliche Zeitschriften, Enzyklopädien, Geschichtssynthesen, Quellen- und Dokumenteneditionen, Sammelbände, historisch-juristische Studien, Monografien, Aufsätze und historische Publizistik sowie Schulbücher und sonstiges Lehrmaterial. Die Analyse dieser Quellengattungen bildet die Essenz der Arbeit und wird in der etwas überladen wirkenden Gliederung als ein aus acht Kapiteln bestehender Teil 2 eingeordnet. Die Studie beginnt mit einer umfassenden Einführung, in welcher der Leser sowohl über die Methoden und Ziele als auch über den aktuellen Forschungsstand – in Form einer knappen Darstellung des einschlägigen Rezensionswesens – unterrichtet wird. Besonders relevant sind dabei die terminologischen Erwägungen, die den emotionalen, mit politischen Hintergedanken kreierte und damit nach wie vor konflikträchtigen Terminus der „Vertreibung“ betreffen. Der Autor selbst entscheidet sich in seiner Studie für eine Zwischenlösung und verwendet die polnischen Entsprechungen der deutschen Begriffe „Vertreibung“ (*wypędzenia*) und „Vertriebene“ (*wypędzeni*), jedoch immer in Anführungszeichen, um damit ihren Charakter als *terminus technicus* zu betonen. Dem einführenden Abschnitt folgt der nahezu 50 Seiten umfassende Teil 1 zum „historiografischen Kontext“ – hier wird die allgemeine polnische Nachkriegsgeschichtsschreibung mit ihren Strömungen, wie z.B. der Postmoderne sowie

der „kulturhistorischen Wende“ und dem sie kennzeichnenden Themenkomplex „Erinnerung – Geschichte“, charakterisiert. Bezüglich seiner Kernproblematik konstatiert K. für die gesamte polnische Nachkriegshistoriografie, dass „diese bis heute keine umfassende synthetische und kritische Bearbeitung erfahren hat“ (S. 77).

Diese keineswegs verfehlte Einschätzung der polnischen Clio korrespondiert sehr eng mit den Leitthesen, die der Vf. in seiner Studie formuliert und durch umfassende, ergiebige Quellenbeispiele im zweiten Teil seiner polemisch formulierenden und bisweilen streng kritisch urteilenden Narration bestätigt. K. verwendet den analytischen Begriff „Tabu“ und gelangt zu der Schlussfolgerung, dass die polnische Historiografie zumindest bis zum politischen Umbruch 1989/90 die „Vertriebenenproblematik“ zu verschweigen bzw. zu verfälschen versucht habe. Bedenkt man die mehr oder weniger ausgeprägte Instrumentalisierung der polnischen historischen Wissenschaft in der Zeitspanne 1945-1989, insbesondere in der Frage der sogenannten „Deutschlandkunde“ (niemcoznawstwo), so hat diese Erkenntnis weniger einen bahnbrechenden als eher bestätigenden Charakter. Denn tatsächlich befassten sich die polnischen Historiker in dieser Zeit mit der Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den im Potsdamer Abkommen dem polnischen Staat zugeteilten Gebieten meistens im Rahmen der allgemeinen Umsiedlungsgeschichte, ohne beispielsweise auf die Einzelschicksale hinzuweisen. Doch K. geht noch weiter und merkt an, dass die „Vertriebenenproblematik“ auch nach 1990 seitens der polnischen Historikerzunft als ein von der Volksrepublik geerbter „weißer Fleck“ mit gewissen Vorbehalten und einer generellen Vorsicht behandelt worden sei. Zwar spricht er hier nicht eindeutig von einem Tabu, betont aber neben der personellen Kontinuität das häufig vorhandene Fortwirken sowohl der Denkmuster als auch des methodologischen Instrumentariums und sieht darin einen wesentlichen Grund dafür, dass dieses Thema in der polnischen Geschichtsschreibung nach wie vor Tabucharakter besitze. Auch wenn hinsichtlich des historischen Wissens „Vertreibungen“ und „Vertriebene“ seit der Wende kein Tabu mehr darstellten, so bestehen K.s Meinung nach seit dem Ende des realen Sozialismus in Bezug auf diese kontroverse Problematik doch immer noch bestimmte Interpretationsrichtlinien. In diesem Zusammenhang können seine Ergebnisse einen wichtigen Beitrag zur aktuellen Diskussion über die Enttabuisierung dieses Phänomens leisten. Einige Vertreter der organisierten Heimatvertriebenen haben mehrfach den Vorwurf formuliert, die Polen würden es vermeiden, konsequent die Wahrheit über die Vertreibung der Deutschen zu sagen, und seien somit auch als Täter zu betrachten.¹

Zum Schluss widmet sich der Vf. einer kritischen Darstellung einiger mit dem Vertreibungskomplex verbundenen Kontroversen. In einer seiner drei geschilderten „Exemplifikationen“ bemängelt er das fehlende Interesse der polnischen Historiker bzw. Deutschlandkundler an der Untersuchung der Vertriebenenorganisationen, denn solche Studien könnten den Wissenstand über diesen Faktor, der zweifelsohne auch noch heute die deutsch-polnischen Beziehungen beeinträchtigt, verbessern (S. 337 f.).

K. beschränkt sich nicht bloß auf die quantitative Nennung von Autoren und ihren Werken. Vielmehr findet sich in dieser Studie eine gelungene und für die historiografische Expertise erwünschte, aber schwer durchzuführende Korrelation zwischen dem angeführten Beispiel und seinem geschichtlichen Entstehungskontext. Dies erreicht K. durch häufig gelungene, nachvollziehbare Interpretationen der untersuchten Publikationen sowie die kritische Schilderung der mit ihnen verbundenen Diskussionen und deren Teilnehmern, wobei er nicht selten seine eigene Zunft maßregelt.

Der Autor betont, sich nur auf das polnische Schrifttum zu beschränken, und nimmt nur einige ergänzende Vergleiche mit deutschen Arbeiten vor. Dadurch wird eine nach wie vor bestehende Forschungslücke deutlich, die es verhindert, die Vertriebenenproblematik aus

¹ Siehe dazu z.B. ERIKA STEINBACH: Die Macht der Erinnerung, Wien 2010, S. 141 f.

einer transnationalen Perspektive zu betrachten. Es wäre zu wünschen, dass eine ähnliche Übersicht in Bezug auf die deutsche wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem kontroversen Thema in Angriff genommen wird, um die vor wenigen Jahren aufgestellte These von der Vertreibung der Vertriebenen aus der öffentlichen Erinnerungskultur Deutschlands² zu überprüfen. Auf Grundlage dieses von Klaus Zernack vor vier Dekaden propagierten beziehungsgeschichtlichen Ansatzes würde sich ein neuer, unvoreingenommener Blickwinkel eröffnen. Hierzu leistet K.s Studie zweifelsohne einen wichtigen Beitrag.

Berlin

Katarzyna Woniak

² MANFRED KITTEL: *Vertreibung der Vertriebenen? Der historische deutsche Osten in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik (1962-1982)*, München 2007.

Slavomíra Ferenčuhová: *Meno, mesto, vec*. Urbánne plánovanie v sociológii mesta prípad (post)socialistického Brna. [Name, City, Thing. Urban Planning in Urban Sociology – the case of (post)socialist Brno.] Masarykova univerzita, Mezinárodní politologický ústav. Brno 2011. 275 S. ISBN 978-80-210-5583-3.

The work of urban planners is of compelling interest to scholars because it is carried out at the cross currents of vision, utopia and political pragmatism. What ideas and social and historical contexts have influenced and still influence city planning? From what theoretical resources have their authors drawn? How has planning changed over time and how has it resisted change? These questions, which are often posed in the current international discourse of the specifically formulated field of ‘urban planning’, do not appear in either the Czech or the Slovak contexts quite so often.¹ Instead, these questions are most often brought forth by scholars whose work is best classified as ‘urban studies’, i.e. the domain of the social sciences and humanities.

Within the Czech-Slovak context, one of the most important research centres joining these various scholarly disciplines concerned with research of the city is in Brno, at the Faculty of Social Sciences at Masaryk University. A working team of young sociologists has managed over the past several years to create a series of publications and scholarly discussions enriching current theories and research on Czech and Slovak cities.² Hence it comes as no surprise that one of the first books reflecting current strategies of urban planning as well as its history has emerged from this team. The publication by Slavomíra Ferenčuhová, one of the main initiators of urban research in Brno, is an exceptional work, which features an unusually wide scope as well as deep research in its analysis of urban or city planning in both the Czech and wider Central European contexts. F. created this extensive work within the framework of her PhD dissertation.

Developments over the past six decades in the once socialist world are frequently viewed in terms of a revolutionary break, a radical shift associated with the sweeping changes following the fall of Communist rule in 1989. F.’s analysis of the discourses within urban studies reveals that “the approach grounded on the deliberate disregard of the

¹ Study and research into urban and broader land-use planning is generally associated with faculties and institutions of a technical orientation, most traditionally with departments of architecture and civil engineering, as well as economics and geography.

² It is worth briefly mentioning the series of conferences which took place at the Masaryk University in Brno: “Třetí město” [Third City], 2011, “Československé město včera a dnes: každodennost, reprezentace, výzkum” [The Czechoslovak City Yesterday and Today], 2009, and “Město: proměnlivá ne/samozřejmost” [The City: Changing (Non) Self-Evidence], 2007, as well as several monothematic issues of scholarly journal *Sociální studia*.

framework imposed by the generally accepted historical interpretation of events and social changes allows us to follow both changes and continuities in the field, as well as to recognise how urban planning has continued across the schematically delineated historical periods” (p. 101). She decided to observe planning through the means of a clearly definable material basis – the five historic planning conceptions that individually depict a specific historic phase of postwar Czechoslovakia and the Czech Republic. The city planning concepts, in the author’s words, are “direct testimony from the past” (p. 140), and as such are more suitable for direct comparison with one another, hence their role as the starting point of F.’s overview of the planning of Brno.

Similar to the title of the book – *Meno, mesto, vec*, the words of a children’s game – the planning texts are analysed through the concepts, methods of use, and the changes in their meanings. These form the most captivating sections of the publication; through the use of languages and set linguistic formulations, their changes in meaning over time reveal each era’s transformation of the social strategies behind urban planning.

In her research, F. writes of the efforts to uncover current trends in the ideas and planning of medium-sized cities in the post-socialist lands of Central Europe. On the basis of analysis and comparison of recurring concepts and thematic areas in plans – such as the ideal city, ideal citizen, or the relation to the future and the past or the city of Brno in the past 60 years – she has been able to reveal the complexity of the changes, the repetition and recycling of ideas, the continuities and the efforts towards a radical shift away from previous tendencies running through all of the examined plans.

Urban planning as an intellectual activity looks into the future, yet at the same time planners start from a concrete situation understood to be outcome of historical development. Hence, the references made by planners to changes implemented in the past form an important component of their texts. In the chapter “Planning as Coming to Terms with the Past” (p. 231), the author compellingly analyses this factor in all five texts of the Brno planning conceptions (“Brno Strategies”).

She notes how the texts make negative evaluations of specific stages in the development of the city, whether as the “spontaneous and unplanned city of capitalism” (p. 232), or the inflexible central planning of socialism and the subsequent “childish mistakes of the new beginning” (p. 240) after 1989. This coming to terms with history is understood as a legitimisation strategy for the acceptance of new, even quite radical measures. “Expression of a distance from the past, which is evaluated negatively [...] is a strategy for promoting a plan as presented for the future” (p. 240). The rejection of history as a characteristic element of the Modernist era was manifested, in terms of the rhetoric of revolutionary innovation, primarily in the plan of the 1950s; in other words, typical of the era immediately after the political and social changes of Communist rule. Nonetheless the first plan created after 1989 did not seek its ideal in an entirely new conception, but rather a return to the traditions of the First Republic and even the Habsburg eras of the “golden age” (p. 239) of Brno.

Despite the clear shifts on the part of the planners with respect to the work of their predecessors, many of the actual plans maintain a connection in terms of individual strategies from early Stalinism up to the present day. F. reveals that these factors are primarily the plans concerning the functional articulation of the city and its expansion, largely linked to the solution of transportation or energy strategies. Thus the conceptions that have remained constant in all of the examined plans have been closely linked to the practical exercising of urban planning, ensuing from the data primarily gained from research of an engineering or scientific character.

The ‘engineering’ method of understanding urban planning, frequently associated with the strategies used under totalitarian rule, is thus the one that, to a certain extent still remains in the Brno Conceptions. “A significant idea that has persisted up into the 21st century is the conviction that the handling of space is the foundation of maintaining influence on social phenomena and the life that takes place in the city” (p. 229). At the root of the

trust³ in expertise and science, we can see again the theoretical concepts of the ideas of Modernism, similar to the mentioned strategy of refusing or criticising previous urban plans and interventions within all of the investigated Brno urban plans.

Post-socialist means standing on the breaking point “of achieving a certain new situation” (p. 125), declares F. in her argumentation over the use of the term “(post)socialist city”. In the period following the social and political changes in 1989, the idea of planning became something of a taboo in Central Europe, not only in society at large but also in city administration. This “silent” period of urban planning (p. 10) was associated with the revelation of the power-strategies and totalitarian overreach of the engineering-oriented process of decision making, which negatively influenced its reputation among the general public and experts throughout the 1990s, leading to a shift towards a more liberal and individualistic approach.

However, most recently there has emerged a growing wave of interest in planning, not only in terms of scholarly research but even from within post-socialist society. Frequently, the fragmentary and “unplanned” decisions of city administrations in questions of conceiving the environmental and other aspects of city development have activated the civic society in these cities. The number of citizens’ initiatives and associations that have an interest in participating in and changing the construction, transport or social plans of cities formed to a large extent by the strategies of private investors is continually on the increase.

Even though she has strictly adhered to the study only of “historic” plans for the city of Brno, F. has also revealed and indicated these contemporary social changes. She has uncovered the changing form of the (post)socialist city as it gradually loses its specifically “socialist” features in comparison to other European cities and yet at the same time retains the continuity of a kind of revolutionary expectation of the “new situation”, just as can now be seen in today’s social processes running across the entire “Western” world.

Bratislava

Peter Szalay

³ The concept of trust in systems of expertise is used by ANTHONY GIDDENS: *The Consequences of Modernity*, Palo Alto 1990, p. 11, as one of the characteristic elements of modernity as the “method or organisation of social life that emerged in Europe around the 17th century and became more or less worldwide”.

Legitimation und Protest. Gesellschaftliche Unruhe in Polen, Ostdeutschland und anderen Transformationsländern nach 1989. Hrsg. von Dieter Bingen, Maria Jarosz und Peter Oliver Loew. (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, Bd. 31.) Harrassowitz, Wiesbaden 2012. 314 S. ISBN 978-3-447-06562-7. (€ 29,80.)

So hilfreich eine Dokumentation von Tagungsbeiträgen sein mag, so wenig folgen die daraus hervorgehenden Veröffentlichungen den herkömmlichen Regeln gezielt zusammengestellter Sammelbände – von Monografien ganz zu schweigen. Das vorliegende Buch ist aus einer Tagung hervorgegangen und trägt die entsprechenden Merkmale eines unvollständigen Mosaiks, dessen Teile weder auf einer Ebene liegen noch die gleiche Oberflächenstruktur haben und nur teilweise ineinandergreifen. Seine siebzehn Beiträge behandeln auf unterschiedliche Art und Weise verschiedene Aspekte eines zudem sehr breit gefassten Themas. Dennoch ist der Titel *Legitimation und Protest* mehr als eine Klammer, die den Beiträgen äußerlich bleibt, oder die Angabe eines kleinsten gemeinsamen Nenners. Er benennt vielmehr einen Zusammenhang, in den sich dieses Potpourri von Aufsätzen sinnvoll stellen lässt und deutet die Aktualität und Größe der Fragen an, die hinter den Beiträgen stehen.

Zugespitzt lässt sich formulieren, dass es bei diesen Fragen um die Legitimierungsfähigkeit der nach 1989 eingerichteten Gesellschaftsordnung und ihrer Politik geht. Die Hrsg. rücken die von ihnen durchgeführte Tagung in den Kontext der sogenannten „Bewegungsforschung“. Zu Recht wird in der Untersuchung sozialer Bewegungen in Polen

und anderen ostmitteleuropäischen Ländern für die Zeit nach der Zäsur von 1989 ein Desiderat gesehen. Nach dem Zusammenbruch des Sowjetsystems und der Herrschaft der Kommunistischen Parteien kamen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft rapide Wandlungsprozesse in Gang, die die private und berufliche Situation von vielen Millionen Menschen ebenso verändert haben wie die Struktur ihrer sozialen Beziehungen, das öffentliche Leben und die Verteilung politischer Macht, Einflussmöglichkeiten und Abhängigkeiten. Die Frage danach, was für Protestbewegungen sich in diesem Kontext bilden und wogegen sie antreten, erscheint richtig und wichtig, da sie Einblicke in die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse und Problemkonstellationen der östlichen EU-Mitgliedsländer versprechen.

Trotz einiger allgemein gehaltener Beiträge sowie Ausführungen zu Protestbewegungen in Ungarn, Ostdeutschland und der Ukraine bildet der polnische Fall den eindeutigen Schwerpunkt des Buches, dessen Bezugsrahmen eher von den Visegrád-Staaten als von Ostmitteleuropa insgesamt gebildet wird. Die Aufsätze präsentieren sich dem Leser in vier Rubriken: „Populismus, Protest und Systemtransformation“, „Rechtsradikalismus und Antisemitismus“, „„Alter“ und „neuer“ sozialer Protest“ sowie „Legitimität und Erinnerungskultur“. Die Gruppierung der Aufsätze und ihre inhaltliche Durchsicht lassen ein Bild entstehen, in dem vor dem allgemeinen Hintergrund der politischen und wirtschaftlichen Neuordnung verschiedene Facetten „gesellschaftlicher Unruhe“ ausgelotet werden. Diese reichen von rechtskonservativen Rekursen auf das als bedroht wahrgenommene Eigene in der Parteipolitik über spontan organisierten Protest einzelner Interessengruppen gegen die sozialen Kosten der Umstrukturierung bis hin zu linksalternativen Bewegungen, die sich ähnlich wie in anderen Ländern der Welt gegen spezifische Benachteiligungsstrukturen von Frauen wenden, die ökologischen Auswirkungen lokaler Industrialisierungsprozesse nicht hinnehmen möchten oder für eine sozialverträglichere Form des wachsenden weltweiten Wirtschaftsverkehrs eintreten. Im letzten Abschnitt werden zudem noch die gerade in Polen recht massiven Konflikte hinsichtlich des nationalen Erbes und der Bewertung der jüngeren (und fernerer) Vergangenheit thematisiert.

Ohne in allen Beiträgen explizit Thema zu sein, zieht sich der Aspekt „Populismus“ wie ein roter Faden durch das Buch, und obwohl auch linkspopulistische Bewegungen angesprochen werden, überwiegen die Ausführungen zu rechtspopulistischen und rechtsradikalen Parteien und Einstellungen deutlich. Dabei werden Populismus und Rechtsradikalismus zwar in thematisch voneinander getrennten Abschnitten behandelt, treten aber aus inhaltlichen Gründen nicht nur in einem engen Zusammenhang mit dem Systemumbruch, sondern auch in einer gewissen Nähe zueinander auf. Populismus stellt sich hier wiederholt als parteipolitische Argumentationsstrategie dar, die ein in Teilen der Bevölkerung verbreitetes Misstrauen gegenüber den Eliten und der von ihnen repräsentierten Ordnung artikuliert, ohne die demokratische Rechtsstaatlichkeit unmittelbar zu bedrohen. Demgegenüber wird der Rechtsradikalismus vor allem am Beispiel der von der Jobbik angeführten, radikalen und teilweise offen militanten Protestbewegung in Ungarn thematisiert, die durch eine große Anzahl subkultureller Organisationen getragen wird und nur vor dem Hintergrund einer massiven politischen Krise parteipolitische Repräsentanz erlangen konnte. Allerdings: So entscheidend und eindeutig die Differenzen zwischen rechtem Populismus und Radikalismus einerseits sind, so fließend können die Übergänge bei den verwendeten Argumentationsschemata und den Einstellungsmustern potenzieller Wählergruppen andererseits sein. Im vorliegenden Sammelband schlägt sich diese reale Nähe in zahlreichen Überschneidungen zwischen Beiträgen in den ersten beiden Abschnitten nieder.

In diesen Überschneidungen ist ebenso wenig ein Zufall zu sehen wie in der Tatsache, dass den reaktionären Strömungen recht viel Platz eingeräumt wird. Denn unabhängig vom Grad ihrer Radikalität kommt den Bewegungen, die sich gegen die Entscheidungsträger der Übergangszeit und die Strukturen der neuen Ordnung wenden, in Politik und Gesellschaft ein relativ großes Gewicht zu. Dies gilt derzeit vor allem für Polen und Ungarn, findet sich weniger ausgeprägt und in anderer Form aber auch in Tschechien und der Slowa-

kei. Demgegenüber scheinen die Bewegungen, die in relativem Einklang mit den neuen Verhältnissen für legitime Gruppeninteressen oder alternative Lösungen für anerkannte Gegenwartsprobleme eintreten, eher marginalen Charakters zu sein. Solche Protestbewegungen werden im vorliegenden Sammelband als „neuer“ sozialer Protest in eine Traditionslinie mit den „alten“ Bürgerbewegungen gestellt, unter denen hier die demokratischen Oppositionsbewegungen gegen den Kommunismus zu verstehen sind. Aus den entsprechenden Beiträgen geht hervor, dass etwa frauenemanzipatorische oder ökologische Proteste auch in Ostmitteleuropa inzwischen nicht mehr sonderlich „neu“ sind. So hat es unter anderem in Polen bereits in den 1980er Jahren nicht nur lokale Mobilisierungen gegen ökologisch bedenkliche Infrastrukturprojekte, sondern auch umfassendere Umweltschutzbewegungen gegeben. Allerdings wurden sie, wie so vieles andere auch, in der Zeit des Kommunismus von gewichtigeren Konflikten in den Schatten gestellt. Durch die politischen Mehrheitsverhältnisse in den neuen Demokratien, die grob verallgemeinernd durch liberale und konservative Grundhaltungen dominiert werden, setzt sich die Untauglichkeit klassischer links-rechts Einteilungen in gewisser Weise bis heute fort. Denn in den von schnell voranschreitenden Modernisierungs- und Individualisierungsprozessen betroffenen Transformationsgesellschaften sind es nicht die partizipationsorientierten Protestbewegungen, die die öffentlichen Diskussionen immer wieder zu dominieren wissen, sondern rechtspopulistische Invektiven.

Durch die Vielfalt der in ihrer Qualität naturgemäß variierenden Beiträge ermöglicht *Legitimation und Protest* insgesamt nicht nur Einblicke in mehr oder weniger interessante Einzelphänomene, sondern ist vor allem als Abbildung einer spezifischen Gemengelage informativ. Da von den Hrsg. weder eine bewusste Zusammenstellung noch eine prüfende, sich auf den gesamten Inhalt beziehende Abwägung stattgefunden hat, darf *diese tour d'horizon* zwar nicht mit einem repräsentativen Überblick oder gar einer allgemeinen Analyse verwechselt werden. Trotzdem ist die Tagungsdokumentation instruktiv, vor allem wenn man die Einzelbeiträge in ihrem Zusammenspiel liest.

Göttingen

Lisa Bonn

Contemporary Polish Migrant Culture and Literature in Germany, Ireland, and the UK. Hrsg. von Joanna Rostek und Dirk Uffelmann. Lang, Frankfurt am Main u.a. 2011. 311 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-631-58773-7. (€ 49,80.)

Nach dem EU-Beitritt Polens am 1. Mai 2004 nutzten Hunderttausende Polinnen und Polen die neue Arbeitsfreizügigkeit und suchten vor allem in (Nord-)Irland und Großbritannien neue legale Beschäftigungsmöglichkeiten. Zwar verhängte Deutschland für neue EU-Mitglieder bis 2011 eine Arbeitsmarktsperre, doch zählt das Nachbarland schon seit Jahrzehnten zu den Zielländern polnischer Migration, was von den Hrsg. des Sammelbandes als Begründung herangezogen wird, den Kreis der besprochenen Länder um Deutschland zu erweitern. Die massenhafte Ausreise vor allem junger Fachkräfte wird in Polen nicht nur in Politik und Medien breit diskutiert, sondern beschäftigt auch zahlreiche Sozialwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen, die die Ursachen und daraus resultierende politische, soziale und ökonomische Konsequenzen der Migrationsbewegungen für Herkunfts- wie auch Aufnahmeländer erforschen.¹ Zwar besteht kein Mangel an quantitativen Studien, doch liegen nur wenige wissenschaftliche Arbeiten zu den kulturellen Folgen dieser Migration vor. Um diese Perspektive – besonders in Hinblick auf britisch-polnische und irisch-polnische Aspekte – zu stärken, präsentieren Joanna Rostek und Dirk Uffelmann zwölf Beiträge, die einer gleichnamigen, 2009 in Passau abgehaltenen

¹ Ein Beispiel dafür sind die Publikationen des Centre of Migration Research in Warschau.

Konferenz entstammen. Die Auseinandersetzung mit Migrationserfahrung in literarischen Texten, Filmen, Kulturprojekten, TV-Produktionen und Internetforen steht im Zentrum der Publikation, deren Aufsätze sich vornehmlich auf Entwicklungen nach dem EU-Beitritt Polens konzentrieren, jedoch Veränderungen aus dem Zeitraum 1989-2004 wie auch weiter reichende historische Betrachtungen nicht außer Acht lassen. Dabei soll der Band, so die Hrsg., als ein Diskussionsbeitrag verstanden werden, der Migrationsforschung u.a. mit postkolonialen, gender- und kulturspezifischen Konzepten verbindet.

Um den Leserschaft gleich eingangs das historische Ausmaß der polnischen Migration nach Deutschland, Irland und ins Vereinigte Königreich seit 2004 zu vergegenwärtigen, nimmt Agnieszka Fihel eine quantitative Analyse der Migration vor und präsentiert sozial-demografische Profile polnischer Migrantinnen und Migranten. Im Hinblick auf den in Polen festzustellenden „youth drain“ (S. 37) endet ihr Aufsatz mit beunruhigenden Prognosen für die demografische und ökonomische Zukunft des Staates. Weitere Beiträge setzen sich mit Migration als einer Herausforderung für kollektive wie auch individuelle Identitätskonstruktionen auseinander und behandeln erst Deutschland, dann Irland und schließlich das Vereinigte Königreich. Daniel Schümann vergleicht in seinem Aufsatz zwei über ein Jahrhundert auseinanderliegende Texte, Stefan Żeromskis *Przedwiośnie* (1899) und Andrzej Stasiuks *Dojczland* (2007). Er versteht sie als Aussagen über eine in der Krise verfangene polnische Kultur. Das Schicksal der literarischen Protagonisten, die eine Zeit lang in Deutschland lebten, analysiert er anhand der Metapher der Obdachlosigkeit und schlussfolgert, dass Entwurzelung sowohl im eigenen als auch im fremden kulturellen Kontext verspürt werden kann. Den in der polnischen Tradition gängigen Mythos der Heimatlosigkeit im Ausland und die symbolische Darstellung Deutschlands in Werken polnischer Schriftsteller, die in den 1980er Jahren dorthin migrierten, analysiert Satoko Inoue, indem sie die Entwicklung und Umdeutung dieser Mythen in einer historischen Perspektive darstellt. So wie sie bezieht sich auch Mieczysław Dąbrowski in seinem Beitrag auf Werke von Janusz Rudnicki und Krzysztof Maria Żaluzki und erörtert, wie drei Stereotype des Polen- und Deutschtums – das an die Romantik angelehnte Verständnis von Patriotismus, das Stereotyp des „bösen“ Deutschen und das Bild eines sozial engagierten Intellektuellen – ab dem Ende des Kriegsrechts im subversiven Schreiben kritisch reflektiert, aber nicht beseitigt werden konnten. Stereotype als Ressource für die Herstellung eigener Identität behandelt Dirk Uffelmann. Er verdeutlicht anhand zahlreicher literarischer Texte polnischer Migrantinnen und Migranten, wie Zugewanderte ihnen zugeschriebene meist negative Eigenschaften bewusst nutzen, um sich von der Aufnahmegesellschaft abzuheben und mittels der Stereotype eine eigene Identität im fremden Umfeld zu kreieren.

Urszula Chowaniec erweitert das Spektrum des Sammelbandes um eine Darstellung der nach 1989 von Polinnen im Ausland verfassten Literatur. Die Theorie des Fremden von Julia Kristeva verbindet sie mit narrativen Strängen aus Texten von u.a. Manuela Gretkowska, Izabela Filipiak und Grażyna Plebanek, und durchleuchtet diese im Hinblick auf drei Motive, die eine narrativ konstruierte Migrationserfahrung begleiten: den Wechsel von einer stabilen hin zu einer unbeständigen Identität, von der lokalen Verortung hin zur Globalität und von einer universellen zu einer gendersensiblen Sicht. Kinga Olszewska hingegen betrachtet in ihrem Beitrag drei auf Irland bezogene Beispiele unterschiedlich verlaufender Aushandlungen von Identität. Magdalena Orzels *Dublin. Moja polska karma* (2007) wird dabei als Stimme einer kollektiven Identität gedeutet, die stets auf ihre polnische Herkunft referiert; *Hotel Irlandia* (2006) von Iwona Ślabuszevska-Krauze steht für einen individuell reflektierten Prozess hin zu transnationaler Identität; Projekte von Monika Sapielaks englischsprachiger Kulturorganisation ArtPolonia sind hingegen Ausdruck einer kosmopolitischen Identität. Werke von Orzeł und Ślabuszevska-Krauze nutzt auch Alfred Gall für seinen Aufsatz, doch begreift er sie als Formen autobiografischen Schreibens, die dazu dienen, die Schwierigkeiten der eigenen Migrationserfahrung zu reflektieren und zu überwinden. Weitere Beiträge des Bandes rekurrieren auf außerliterarische

Quellen. So legt Linda Coakley in ihrem Aufsatz Ergebnisse einer ethnografischen Studie über die feierliche Vorbereitung des weihnachtlichen Abendessens von polnischen Migrantinnen und Migranten in Cork vor und betont die Bedeutung von Festmahlen für den Erhalt kultureller Identität. Aleksandra Galasińska stützt ihre Analyse des sich seit 1989 verändernden Diskurses über Migration ins Vereinigte Königreich auf Interviews und Einträge in Internetforen und koppelt ihre Diskursanalyse an die Wahrnehmung politisch-ökonomischer Transformationen in Polen. Rostek und Kris van Heuckelom behandeln hingegen filmische Darstellungen zur polnischen Arbeitsmigration. R. untersucht, an welche Bedingungen beruflicher und privater Erfolg im Ausland in der populären polnischen TV-Serie *Londyńczy* (Londoner; 2004-2008) geknüpft wurde, wohingegen v. H. ergründet, welche Funktion polnische Arbeitsmigrantinnen und Migranten in europäischen, polnischen und amerikanischen Filmen erfüllen, und wie sich ihre Rolle seit den 1980er Jahren verändert hat.

Der besprochene Sammelband bietet eine lesenswerte Zusammenstellung von Beiträgen zur Literatur und Kultur polnischer Migrantinnen und Migranten. Die Publikation wird ihrem eigenen Anspruch gerecht und ist eine weiterführende Stimme in dem sich abzeichnenden Trend, polnische Migration nach 2004 in quantitative Studien zu fassen. Das breite Spektrum besprochener Medien überzeugt. Was hingegen von einer Leserschaft, die nicht gezielt einzelne Artikel, sondern den ganzen Band liest, als störend empfunden werden kann, sind Besprechungen derselben literarischen Werke in mehreren Beiträgen. Hingegen hätte dem in der Einleitung angesprochenen Bereich der kulturellen Einrichtungen und Projekte von Migrantinnen und Migranten mehr Platz eingeräumt werden können. Der Sammelband stellt insgesamt eine durchaus sinnvolle Weiterentwicklung im Kontext aktueller Migrationsforschung dar und ist sehr zu begrüßen.

Marburg

Kinga Kuligowska

Anzeigen

Hans-Dietrich Kahl: Heidenfrage und Slawenfrage im deutschen Mittelalter. Ausgewählte Studien 1953-2008. Brill. Leiden – Boston 2011. XLVI, 1009 S., Ill. ISBN 978-90-04-16751-3 (€ 236,-) – Hans-Dietrich Kahl, Jg. 1920, gehört zu jenen verdienstvollen älteren deutschen Historikern, die sich in der Art ihrer Beschäftigung mit der mittelalterlichen slawischen Geschichte grundlegend von der alten, in der Zwischenkriegszeit etablierten und in Nazideutschland dominierenden Ostforschung absetzten. Insofern steht er in einer Reihe mit Herbert Ludat (1910-1993) und Wolfgang H. Fritze (1916-1991), von denen sich der Erste hauptsächlich dem politischen deutsch-slawischen Beziehungsgeflecht des frühen Mittelalters widmete und der Zweite sich vorwiegend mit siedlungsgeschichtlichen Fragestellungen in der *Germania Slavica* beschäftigte. Für K. dagegen standen von Anfang an religiöse Aspekte und ihre Auswirkungen auf das deutsch-slawische Zusammenleben im Vordergrund, und ihm ist unter anderem die religionswissenschaftlich fundierte Herausstellung der strukturellen Unterschiede zwischen slawischer Gentilreligion (gemeinhin aus christlicher Perspektive als Heidentum gesehen) und christlicher (deutscher) Universalreligion zu verdanken. In regionaler Hinsicht verlagerte K. im Laufe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit seine Interessen aus dem elbslawischen Bereich nach Süden, in die Heimat der Karantanen, weshalb 2008 eine Sammlung von *Streifzüge[n] durch das Mittelalter des Ostalpenraums. Ausgewählte Abhandlungen (1980-2007)* im slowenischen Ljubljana erschien. Dieser Komplex ist in dem vorliegenden Sammelband ausgeklammert, der vorwiegend Studien zu den „theologisch-kanonistischen Aspekte(n)“ und „deren praktische Auswirkungen, vorzugsweise am Beispiel der Slawen an Elbe und Ostsee sowie an Main und Regnitz“ (S. XLV) vereint, die das 9. bis 12. Jh. betreffen. Zwei der insgesamt 26 Beiträge erweitern das zeitliche Spektrum bis ins 15. Jh. und führen weiter nach Osten, in den Wirkungsraum des Deutschen Ordens und Polen-Litauens.

K. erklärt in einem ausführlichen Einleitungsabschnitt (S. XV-XLVI) schlüssig die Wahl des zunächst etwas befremdlich klingenden Titels des Sammelbandes, den er auf seine eigene Wahr-

nehmung des in Nazideutschland üblichen Begriffs „Judenfrage“ zurückführt, sowie seine Forschungsansätze für die beiden Komplexe „Heidenfrage“ und „Slawenfrage“. Insofern bietet der Band eine wertvolle Ergänzung über die bloße Vereinigung vorher verstreuter Abhandlungen hinaus, und der praktische Wert dieses Sammelbands wird durch einen ausführlichen Index (S. 987-1009) sowie einen Überblick über Kahls Fachpublikationen (S. 969-983) noch erhöht.

Leipzig

Christian Lübke

Harald Zimmermann: Der Deutsche Orden in Siebenbürgen. Eine diplomatische Untersuchung. (Studia Transsilvanica, Bd. 26.) Böhlau. 2. durchgesehene Aufl., Köln u.a. 2011. XI, 246 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-412-20653-6 (€ 29,90.) – Der Band erscheint als zweite „durchgesehene“ Auflage, erklärt aber nirgends, warum der Titel gegenüber der Erstauflage¹ verändert wurde. Die Bandzählung innerhalb der Reihe *Studia Transsilvanica* ist beibehalten worden. Geringfügige Änderungen bestehen in einem knappen Vorwort Harald Zimmermanns (S. XII, ohne Paginierung), in der Ergänzung neuer Literatur, einiger Korrigenda und Addenda sowie einer Konkordanztafel der Urkunden (S. 247-249). Schon mit der Erstauflage, und nun wiederholt, kommt der „diplomatischen Untersuchung“, die vom Vf. auch als „Ur-Kunde“ bezeichnet wird, zweifellos das große Verdienst zu, ein zwar peripher bekanntes, aber meist zu wenig beachtetes Kapitel der Ordensgeschichte näher zu beleuchten. Damit erhält auch „das kleine Ländchen am Burzen-Bach im Karpathen-Bogen“ (S. XII) größere Aufmerksamkeit, zumal der Band aus Anlass eines siebenbürgischen Jubiläumsjahres, der Berufung des Deutschen Ritterordens durch den ungarischen König Andreas II. vor 800 Jahren, erschien. Er enthält insgesamt 32 einführende und das historische wie historiografische Umfeld erläuternde Kapitel, die etwa zwei Drittel des Umfangs ausmachen. Diese leiten zu den folgenden, hier zusammengefasst edierten und mit dem Jahr 1211 einsetzenden 38 Urkunden hinüber, hauptsächlich Papsturkunden Honorius' III. und Gregors IX. sowie solche der ungarischen Könige Andreas II. und Bela IV. Sie gehen zeitlich noch über die vierzehnjährige Anwesenheit des Ordens (Vertreibung durch Andreas II. im Jahr 1225) bis ins Jahr 1247 hinaus und bezeugen die unterschiedlichen Rechtsauffassungen. Auf dem Weg der Entwicklung von einer Hospitalbrüderschaft und des frühen geistlichen Ritterordens im Heiligen Land zur Bildung eines mächtigen Staates des Deutschen Ordens im Baltikum hat die burzenländische Episode keine anderen authentischen Spuren hinterlassen als die von Z. zusammengetragenen Urkunden. Für das Studium der Geschichte des Ordens sind sie, zumal dank der ungemein sachkenntlichen und ausgewogen kommentierenden Beiträge, unerlässlich.

Leipzig

Christian Lübke

¹ HARALD ZIMMERMANN: Der Deutsche Orden im Burzenland. Eine diplomatische Untersuchung, Wien 2000.

Zenon Pałat: Architektura i polityka. Gloryfikacja Prus i niemieckiej misji cywilizacyjnej w Poznaniu na początku XX wieku. [Architektur und Politik. Die Verherrlichung Preußens und der deutschen zivilisatorischen Mission in Posen zu Beginn des 20. Jahrhunderts.] (Poznańskie Towarzystwo Przyjaciół Nauk. Wydział Historii i Nauk Społecznych. Prace Komisji Historii Sztuki, Bd. 37.) Wydawn. Poznańskiego Tow. Przyjaciół Nauk. Poznań 2011. 227 S., zahlr., Ill., graph. Darst. ISBN 978-83-7654-099-3. (PLN 48,-) – Zenon Pałat befasst sich in seiner hier anzuzeigenden Studie mit der Ikonografie der zu Beginn des 20. Jh. in Posen entstandenen Repräsentationsbauten. Auch das Buch selbst hat in ikonografischer Hinsicht einiges zu bieten: Der Einband ist in den Farben Schwarz-Weiß-Rot gehalten und zeigt die Abbildung eines in imposanter Manier über Posens Innenstadt schwebenden Luftschiffes, zudem ist der Begriff „polityka“ im Titel in Frakturschrift gesetzt. Hiervon sollte man sich aber nicht abschrecken lassen: Die detaillierte architektonische Beschreibung und Analyse von Gebäuden wie dem Königlichen Residenzschloss, der Königlichen Akademie, dem Neuen Theater oder dem Sitz der Ansiedlungskommission gehen weit über eine erneute Nachzeichnung des deutsch-polnischen Antagonismus hinaus. Gestützt auf die umfangreich ausgewertete deutsche und polnische Sekun-

därliteratur, Presse-material sowie vereinzelt auch Archivalien gelingt es dem Vf. vielmehr, einen gründlichen – in einigen Phasen seiner Arbeit vielleicht zu gründlichen, da mitunter abschweifenden – Blick auf zahlreiche einzelne Bauten zu werfen. Dabei kommt er immer wieder auf die Frage nach der „Bedeutung des Territoriums“ (erstmalig S. 27, „znaczenie terytorium“) zurück. P. identifiziert in der Fassadengestaltung und der Innenarchitektur vielfältige Hinweise auf den politischen Herrschaftsanspruch Preußens, der sich in zahlreichen Verweisen auf die deutsche Geschichte sowie in der Orientierung an Bauten in anderen deutschen Städten manifestiert habe. Dieser Befund kann nicht wirklich überraschen – P. selbst hat bereits mehrere Aufsätze zu diesem Thema vorgelegt. Auch vermittelt seine Studie unter dem Strich zu sehr den Eindruck, die preußischen Baumaßnahmen seien einheitlichen politisch-ideologischen Vorgaben gefolgt. Die tiefgreifenden innerpreußischen Auseinandersetzungen über die Ausrichtung der Ansiedlungs- oder Kulturpolitik in der Provinz Posen hätten vielleicht gerade für die mit Posens Geschichte nicht näher vertrauten Leserinnen und Leser etwas stärker in die Darstellung einbezogen werden sollen, geht es doch insbesondere um die im Zuge der Regierungspolitik errichteten Gebäude. Davon unberührt bleibt der eigentliche Verdienst dieser Studie: Mit ihren zahlreichen, aufwändig wiedergegebenen Abbildungen bietet sie eine willkommene Ergänzung zu der zeitlich und thematisch ähnlich ausgerichteten Darstellung von Jan Skuratowicz, die neben dem deutschen auch das polnische Bauwesen berücksichtigt, aber hinsichtlich der Druckqualität etwas hinter P.s Werk zurückbleibt.¹ Man kann *Architektura i polityka* also nicht nur als Grundlage für weitere Detailstudien über das preußische Bauwesen in wilhelminischer Zeit nutzen, sondern durchaus auch bei einer Reise nach Posen als Architekturführer durch die Innenstadt.

Marburg

Christoph Schutte

¹ JAN SKURATOWICZ: *Architektura Poznań 1890-1918* [Architektur Posens 1890-1918], Poznań 1991.

Polnische Einwanderung. Zur Geschichte und Gegenwart der Polen in Deutschland. Hrsg. von Basil Kerski und Krzysztof Ruchniewicz. fibre. Osnabrück 2011. 316 S. ISBN 978-3-938400-68-5. (€ 24,-) – Geschichte und Gegenwart von Polen in Deutschland sind in den letzten Jahren und Jahrzehnten vielfach Gegenstand von Detailstudien gewesen, eine Überblicksdarstellung fehlt allerdings bis heute. Da kommt der vorliegende Sammelband gerade recht, fasst er doch anschaulich und knapp verschiedene Aspekte des Themas zusammen. Die Beiträge – zuvor bereits in einem Themenheft des Jahrbuchs *Inter Finitimos*, in der Zeitschrift *Dialog* sowie vereinzelt an anderer Stelle erschienen – haben unterschiedlichen Charakter: Einige sind wissenschaftlich ausgearbeitete Texte, andere essayistische Skizzen. Auch einige vornehmlich autobiografische Berichte sowie Gespräche wurden aufgenommen. (12.6.2013)

Eine Reihe von Themen sind eher historischer Natur: Jochen Oltmer präsentiert gewohnt zuverlässig den „Wanderungsraum Deutschland“ in den letzten beiden Jahrhunderten, Valentina Maria Stefanski steuert einen nützlichen Forschungsüberblick zu polnischen „ZwangsarbeiterInnen“ in Deutschland bei. Es ist schade, dass zum Thema „Ruhrpolen“ ein schon 20 Jahre alter – wenn auch immer noch lesenswerter – Text Christoph Kleßmanns neu abgedruckt wird und keine aktuellere Darstellung. Immerhin erläutert Dietmar Osse die deutsche Politik gegenüber den Ruhrpolen in der Zwischenkriegszeit. In weiteren Essays geht es um die polnische Besatzungszone im Emsland am Ende der 1940er Jahre (Jan Rydel), um polnische Remigration aus der SBZ nach 1945 (Johannes Frackowiak), in einer wenig analytischen Aneinanderreihung historischer Episoden um die Geschichte von Polen in München (Nina Kozłowska) und in einem sehr weit gespannten Überblick ganz allgemein um Probleme von Emigration und Rückwanderung (Andrzej Stach). Faktenreich ist der Aufsatz von Stanisław Budyń über die Geschichte der Polnischen Katholischen Mission in Deutschland. Einige Beiträge beschäftigen sich mit aktuellen Themen: Basil Kerski schreibt über die vielfältigen Lebensformen von Polen in Deutschland, fordert mit „Raus aus dem ‚Migrantenstadt‘“ (S. 33) eine stärkere öffentliche Präsenz von Polnischsprachigen und nennt als Zukunftsthemen „die Frage nach der zweisprachigen Erziehung von Deutschpolen, nach der Förderung ihrer interkulturellen Kompetenz“ (S. 48). Christoph Pallasko konstatiert, wie gering ausgeprägt typische Merk-

male ethnischer *communities* bei den Polen in Deutschland seien (schwache Organisationen, kaum Restaurants und Geschäfte), und der Journalist Jacek Tyblewski macht in einem Gespräch mit Kerski klar, dass die Aktivisten der zahlreichen, oft miteinander zerstrittenen und mitgliedsschwachen polnischen Minderheitenorganisationen „den Kontakt zu der deutschen Realität verloren“ (S. 250) hätten und sich deshalb oft von polnischer politischer Seite instrumentalisieren ließen. Diese Instrumentalisierung stellt Dariusz Wojtaszyn am Beispiel polnischer Debatten über die Stellung der Polen in Deutschland im letzten Jahrzehnt aufschlussreich dar. Nützlich ist eine von Aleksander Żerelik zusammengestellte Auswahlbibliografie zu Polen in Deutschland für die Jahre 1989 bis 2011.

Insgesamt zeichnet sich nach der Lektüre der stilistisch recht disparaten, doch meist gut lesbaren Beiträge ein facettenreiches Bild polnischer Einwanderung nach Deutschland ab. Es darf allerdings nicht vergessen werden, dass polnische Präsenz in deutschen Staaten in der Geschichte vielfach auch – und vor allem – eine Geschichte ansässiger Bevölkerungen gewesen ist, nämlich in den Preußen am Ende des 18. Jh. zugefallenen polnischen Gebieten. Doch bereits lange zuvor hatten Polnischsprachige in deutschsprachigen Staaten gelebt – etwa im Herzogtum Preußen oder in Schlesien, weshalb die Bemerkung der Hrsg., „die Geschichte der Polnischsprachigen in Deutschland reicht bis ins 18. Jahrhundert zurück“ (S. 9), so nicht stimmt. Sie ist nicht nur länger, sondern beinhaltet auch zahlreiche Gesichtspunkte, die in diesem verdienstvollen Sammelband kaum zur Sprache kommen: saisonale Wanderung in die Landwirtschaft zwischen dem 19. und 21. Jh. etwa, Studienaufenthalte, *displaced persons* usw. Dennoch – eine lesenswerte Veröffentlichung.

Darmstadt

Peter Oliver Loew

Agnieszka Pufelska: Die „Judäo-Kommune. Ein Feindbild in Polen. Das polnische Selbstverständnis im Schatten des Antisemitismus 1939-1948. Schöningh. Paderborn u.a. 2007. 284 S., Ill. ISBN: 978-3-506-76389-8. (€ 41,90.) – In ihrer 2005 bei der Viadrina-Universität in Frankfurt (Oder) eingereichten Dissertation versucht Agnieszka Pufelska, die Entstehung und Ausprägung des Stereotyps der Gleichsetzung von Judentum und Kommunismus – bekannt unter dem Schlagwort *żydokomuna* (Judäo-Kommune) – und deren Langzeiteffekte zu untersuchen. Die Studie gliedert sich in drei der Chronologie folgende Kapitel, wobei der erste Abschnitt die Entstehung und Entwicklung des Bildes der „Judäo-Kommune“ als Gegenbild zur polnischen Nation“ von der Frühen Neuzeit bis zur Zwischenkriegszeit nachzeichnet, während sich das zweite Kapitel dem Bild der „Judäo-Kommune“ als Gegenbild zum polnischen Kriegsoffer“ während des Zweiten Weltkriegs widmet. Im dritten Abschnitt untersucht P. die Entwicklung in der Nachkriegszeit bis 1948. Zentrales Anliegen der Analyse ist die Frage, „welche historischen und mentalen Vorgänge bzw. Wertesysteme nichtjüdischer Polen zur Etablierung und Funktionalisierung einer derartigen Denkfigur führten und welchen Einfluß das Feindbild seinerseits auf diese Vorgänge und Wertesysteme ausübte“ (S. 14 f.), sowie die Frage nach der weiteren Karriere dieses Feindbilds. Diese Überlegungen führen zu der Fragestellung, inwieweit die Existenz der *żydokomuna* zur Stabilisierung und Selbstvergewisserung von (konstruierter) Polonität genutzt worden sei. Die Vf. zeigt hierbei, dass die jüdische Bevölkerung in der Wahrnehmung der polnischen Zeitgenossen verschiedener Epochen als fremdes Element betrachtet wurde. Dies führte in letzter Konsequenz in der Zeit nach 1945 dazu, dass die kommunistische Herrschaft, die ebenfalls als fremdes, nicht genuin polnisches Phänomen betrachtet wurde, von den Antikommunisten den polnischen Juden angelastet wurde, was die Gleichsetzung zwischen Juden und Kommunisten auf die Spitze trieb. Dies stelle, so P.s These, eine langfristige Folge dieses Feindbilds dar, dessen Virulenz – trotz oder gerade wegen der Nähe zum Holocaust – nach 1945 zu den gewaltsamen Ausschreitungen gegen Juden im Nachkriegspolen geführt habe.

Die Studie zeigt anhand eines breiten Fundus an Quellen die Entwicklung des Feindbilds, hinterlässt jedoch stellenweise einen ambivalenten Eindruck. So ist das dritte Kapitel im Gegensatz zu den vorherigen stark politikgeschichtlich, ferner erfolgt keine konsequente Nutzung und Auswertung des Bildmaterials für die Analyse des Feindbilds, die die These und die Analyse untermauert hätten. Sprachliche sowie terminologische Ungenauigkeiten, orthografische und Syntaxfehler, besonders im letzten Drittel des Buches, wirken sich etwas negativ auf den Lesefluss aus, teilweise fehlen die Übersetzungen polnischer Titel (S. 30, Tyrawa; S. 33, Matusik).

Zudem wären weiterführende Erläuterungen, insbesondere zu Personen wie Henryk Ehrlich (S. 51) oder Institutionen wie der Delegatur der Exilregierung (S. 127), hilfreich gewesen. Allerdings mindern diese Negativpunkte den Wert der vorliegenden Studie – besonders hinsichtlich der durchaus gelungenen, wenn auch nicht alle Zweifel beseitigenden Analysen für die Zeitabschnitte der Zwischenkriegszeit und der deutschen Besatzung – kaum. Insgesamt legt die Vf. hier eine wertvolle Studie über das so emotionsgeladene Thema der polnisch-jüdischen Beziehungen und der Fremd- und Eigenwahrnehmung vor, deren Stärke vor allem die gut dargestellte Langzeitperspektive des Feindbilds der „Judäo-Kommune“ ist und deren Darstellung auf aktuelle Probleme der Erforschung von Eigen- und Fremdwahrnehmung verweist.

Gießen

Michael Zok

The Holocaust in Occupied Poland. New Findings and New Interpretations. Hrsg. von Jan T. Gross. (Warsaw Studies in Jewish History and Memory, Bd. 1.) Lang, Frankfurt am Main u.a. 2012. 237 S. ISBN 978-3-631-63124-9. (€ 46,80.) – Die Beiträge dieses Sammelbands gehen auf eine im Oktober 2010 abgehaltene Konferenz polnischer und US-amerikanischer Historikerinnen und Historiker an der Princeton University zurück. Bis auf den Aufsatz von Jan Grabowski sind sie bereits 2011 in der Zeitschrift *East European Politics and Societies* erschienen. (Erst danach hat man sich offenbar entschieden, diese aktuellen Forschungsbeiträge auch für den ersten Band einer neuen Publikationsreihe zu nutzen.) Die neun Aufsätze werden eingrahmt von einer äußerst knappen Einleitung von Jan Gross und einem kurzen Nachwort von Benjamin Frommer. Der Schwerpunkt liegt auf der Judenverfolgung unter der nationalsozialistischen Herrschaft im Generalgouvernement (GG). Barbara Engelking gibt einen Überblick zur Lage derjenigen, die der Vernichtungsmaschinerie durch Flucht aus ihrem bisherigen Lebensumfeld entrinnen und den Krieg unter der polnischen Landbevölkerung im GG überleben wollten. Nur wenigen gelang dies, weil die Rettung Suchenden meist Opfer von Denunziationen oder gar von Morden durch Bauern wurden. Unter dem Titel „Wartime Lies and Other Testimonies“ wendet sich Omer Bartov auf der Grundlage von zeitgenössischen und Nachkriegszeugnissen den Beziehungen zwischen Juden und Nicht-Juden in der ostgalizischen Kleinstadt Buczaczu zu. Er tritt nachdrücklich dafür ein, solchen Zeugnissen eine höhere Wertschätzung entgegenzubringen, da sich nur in ihnen gewisse Geschehnisse niederschlagen, die in Akten und anderen offiziellen Unterlagen nicht oder nur ungenügend dokumentiert werden. Andrzej Żbikowski stellt Forschungen zu den Nachtwachen im ländlichen Generalgouvernement zwischen 1942 und 1945 vor. Zwar wurden flüchtige Juden in den ersten Wochen nach einer Deportation aus den jeweiligen Gebieten von (Sonder-)Kommandos der (volks)deutschen Gendarmerie in großer Zahl ermordet, doch danach war die Jagd auf Juden in dem betreffenden Zeitraum Aufgabe polnischer Wachposten in den Dörfern. Eine Fallstudie zur Beteiligung von Aktivisten der polnischen Heimatarmee (Armia Krajowa) im Kreis Miechów (Distrikt Krakau des GG) an der Tötung („Liquidierung“) von Juden in Rędziny-Borek im November 1943 steuert Jan Grabowski bei.

Mit der Analyse von Nachkriegsermittlungen und -prozessen im engeren Sinn befassen sich Krzysztof Persak am Beispiel von Jedwabne und Alina Skibińska mit Blick auf den Raum Kielce, wobei sie an ihren Artikel „The Participation of Poles in Crimes against Jews in the Świętokrzyskie Region“ – abgedruckt in *Yad Vashem Studies* 35 (2007) – anknüpft. Agnieszka Haska schildert den Diskurs über „Verrat“ im GG unter Rückgriff auf die vielgestaltige polnische Untergrundpresse und betrachtet damals angeprangerte Gruppen von den polnischen Polizisten bis hin zu Polinnen, denen zu enge Kontakte zu Deutschen vorgeworfen wurden. Während Schmuggler, welche die Gettos mit (teuren) Lebensmitteln und Brennholz versorgten, gewöhnlich gut angesehen waren, wurde die bis dato weit verbreitete Denunziation von Juden ab 1943 von Teilen des Untergrunds vielfach verurteilt. H. zieht ein ermüthendes Fazit: „In the occupation-period discourse, virtually anybody could be a traitor to the Polish nation“ (S. 199).

Mit spezifischen Nachwirkungen der Besatzungsjahre befasst sich Joanna Tokarska-Bakir in ihrer Analyse der Rufe, die während der Pogrome in Rzeszów, Krakau und Kielce in den Jahren 1945 und 1946 ertönten – in ihnen spiegelte sich die Geistesverfassung der antijüdischen Aktivisten wider. Eine Untersuchung von Natalia Aleksion zur Affäre um die Verwendung der Leichen von Juden bei der Mediziner Ausbildung in der Zweiten Polnischen Republik rundet

das vergleichsweise schmale Sammelwerk mit neuen Stellungnahmen führender Spezialisten ab, das ihre Ergebnisse dank gelungener Übersetzungen ins Englische einmal mehr einem größeren Leserkreis zugänglich macht. Der Band macht zudem deutlich, dass der Trend der vergangenen Jahre, in erster Linie bislang unbenutzte Gerichtsakten auszuwerten und gleichzeitig zeitgenössische Selbstzeugnisse und auch die in den Nachkriegsjahren gesammelte mündliche Überlieferung heranzuziehen, weiterhin ungebrochen ist.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Marek Haltof: Polish Film and the Holocaust. Politics and Memory. Berghahn Books. New York u.a. 2012. XIV, 274 S., Ill. ISBN 978-0-85745-356-3. (€ 73,-) – Das Ziel Marek Haltofs ist eine umfassende Monografie über die Darstellung des Holocaust im polnischen Film nach dem Zweiten Weltkrieg, wobei er die Produktionen in ihren zeithistorischen Kontext der Volksrepublik Polen einbettet. Der Vf. zeichnet die politischen Umstände der Entstehung der Filme nach, die sich massiv auf die Produktions- und Distributionsmöglichkeiten der Künstler auswirkten, und analysiert ferner die Rezeption der Filme, sofern sie, von Zensoren und Funktionären abgesehen, überhaupt auf die Leinwand bzw. den Fernsehschirm durften. Die Monografie ist nahezu vollständig chronologisch aufgebaut (teilweise überschneiden sich einzelne Abschnitte) und beginnt mit der Analyse der ersten Filme nach Kriegsende, die vor dem Hintergrund der kommunistischen Machtübernahme zu verorten sind. Sodann widmet sich der Autor *in extenso* zwei berühmten Frühwerken: Wanda Jakubowskas *Ostatni Etap* (Die letzte Etappe) und Alexander Fords *Ulica Graniczna* (Die Grenzstraße) von 1948 bzw. 1949. Die bereits mannigfaltig vorhandene Forschungsliteratur zu beiden Filmen wird vom Vf. in gelungener Weise synthetisiert. Es folgen Kapitel über die Filme der sogenannten „Polnischen Schule“ in den 1950er und 1960er Jahren sowie über die Jahre des „Organisierten Vergessens“ (1965-1980) und die beginnende Wiederentdeckung in den 1980er Jahren. Die letzten zwei Kapitel umfassen die Darstellung des Holocaust nach dem Ende des Kommunismus in Polen, wobei ein Fokus auf den Filmen Andrzej Wajdas – *Korczak* und *Wielki Tydzień* (Die Karwoche) – liegt, sowie eine Übersicht über die Dokumentarfilme, die während des gesamten Zeitraums der Volksrepublik entstanden.

Die Monografie überzeugt durch ihre Breite und Tiefe und zeigt Verwerfungen in der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg, an die Vernichtung der europäischen Juden und besonders an das Verhältnis zwischen Polen und Juden, die mitunter durch politische Umstände sowie durch das Medium Film getragen wurden. Die Untersuchung der Filme variiert in ihrer Tiefe (jedoch nicht in ihrer Breite), insbesondere für die Filme der 1980er Jahre muss konstatiert werden, dass sie aufgrund der verhältnismäßig dürftigen Forschungs- und Quellenlage nicht so umfassend ausgewertet werden konnten wie die Beispiele aus den vorangegangenen Zeitabschnitten. Der Autor konzentriert sich auf jene, die für das Kino produziert wurden, einige Fernsehproduktionen bleiben von ihm unbeachtet. Dies gilt besonders für die Dokumentarfilme, denen ein eigenes, sehr kurzes Kapitel gewidmet ist. Wie der Vf. anmerkt, sieht er hier das Potenzial für zukünftige Studien (S. 224). Insgesamt zeichnet sich die Monografie durch ihre gelungene Zusammensetzung und ihre Konsistenz aus, auch wenn kleinere Fehler – so mitunter vereinzelt in der Bibliografie und bei der Darstellung des (zeit)historischen Kontextes sowie einige wenige in den Beschreibungen der Filme – Eingang in diese überzeugende Analyse der Darstellung des Holocaust im polnischen Nachkriegsfilm gefunden haben.

Gießen

Michael Zok

Erinnern an den Zweiten Weltkrieg. Mahnmale und Museen in Mittel- und Osteuropa. Hrsg. von Stefan Troebst und Johanna Wolf. (Schriften des Europäischen Netzwerks Erinnerung und Solidarität, Bd. 2.) Leipziger Univ.-Verl. Leipzig 2011. 272 S., Ill. ISBN 978-3-86583-548-2. (€ 20,-) – Im vorliegenden Band dokumentieren Stefan Troebst und Johanna Wolf eine trilaterale Tagung, die vom 1. bis 3. Juli 2010 in Berlin stattfand. In Fortsetzung einer polnisch-russländisch-deutschen Konferenz, die 2009 aus Anlass des 70. Jahrestags des Hitler-Stalin-Pakts abgehalten worden war, trafen sich 240 Personen aus 13 Ländern, um über den Stand der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg zu debattieren. Die drei Hauptteile mit Vorträgen zur

deutschen, russländischen und polnischen Erinnerung wechseln sich – entsprechend dem Tagungsprogramm – mit Exkursionen zu Berliner Gedenkstätten und Denkmälern ab, die auf den Seiten dieser Publikation in Form kurzer Einführungen und reichlich Fotomaterial dokumentiert werden. Auch die abschließende Podiumsdiskussion zur Frage der europäischen „Sprachen der Erinnerung“ an Krieg und Holocaust ist hier vertreten. In einem Anhang diskutiert Andrij Portnov den Gebrauch des Begriffs „Großer Vaterländischer Krieg“ in Belarus, Moldova und der Ukraine, und es werden einige Tagungsberichte, u.a. von Wolfram von Scheliha und Jurij M. Koršunov, abgedruckt.

Die Vorträge machen deutlich, dass der Komplex der Erinnerungspolitik in Deutschland und Polen ein gewisses Abstraktionsniveau erreicht hat (Helmut König, Włodzimierz Borodziej). Es geht um die Interpretation von Debatten und die Ausgestaltung von Museen, zudem haben die Seiten gelernt, auf derartigen Foren miteinander umzugehen. Der Dialog mit der Russländischen Föderation, der im Juli 2010, kurz nach der Katastrophe von Smolensk, einen Moment höchster Emotionalität erreicht hatte, ist seither jedoch sicher nicht leichter geworden. Schon damals konnte Boris V. Dubin für die Russländische Föderation nur konstatieren, dass der Sieg 1945 nach wie vor die Dominante der Erinnerung sei und der Dialog mit den Nachbarn vernachlässigt werde. Julija Z. Kantors Beobachtung, in russischer Sicht seien die Komplexe „Befreiung“ und „Okkupation“ nach wie vor strikt voneinander getrennt (S. 96 f.), wurde von ihrem Nachredner Konstantin K. Provalov unfreiwillig bestätigt, indem er emphatisch beklagte, dass mancherorts die Erinnerung an die heldenhaften Rotarmisten „dem Vergessen anheim gegeben“ werde (S. 104). Immerhin hat die von Aleksandr O. Čubar’jan in Berlin angekündigte Nachfolgekonzferenz in Moskau zur Fortsetzung der Gespräche mittlerweile stattgefunden.

Tallinn

Karsten Brüggemann